GOTTLOB BIERI

Die Gemeinde Gnadenburg im Nordkaukasus

Wesen und Werden der Gemeinde, ihre Entstehung und die Cloetersche Auszugsbewegung in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts

Wer von Rostow am Don kommend mit der Bahn in die vorkaukasische Ebene hineinfährt, den erwartet ein unvergeßliches Erlebnis. Zunächst ist man enttäuscht, weil man schon bald, ungeduldig in südlicher Richtung blickend, blauende Berge am Horizont erwartet. Doch nichts dergleichen geschieht. Auf der ganzen Strecke über Tichorezk, Armawir, Newinomysk und sogar Mineralnyje Wody, dem Ausgangspunkt für eine ganze Reihe herrlicher kaukasischer Mineralbäder und Kurorte, hat man nichts als Ebene und wieder Ebene vor sich, nicht anders als am Don oder in der Ukraine; nur bei Mineralnyje Wody zeigt sich ein etwas hügeliger Horizont in südlicher Richtung. Bei der Station Georgijewsk jedoch tut sich auf einmal der Blick auf die ganze weite, herrliche kaukasische Gebirgskette auf. Vom Süden bis in den Westen leuchten vor uns die schneebedeckten Schroffen und Zacken des Kaukasus in einem unvergeßlichen Panorama. Die Nordkaukasische Ebene geht nicht wie der Süden Deutschlands allmählich in das mit grünen Almen bedeckte Allgäu, dieses in die Alpen und zuletzt in die Hochalpen über, sondern steigt unvermittelt aus der gleichförmigen, flachen Ebene auf und hat nur wenige Höhenzüge vorgelagert, die aber den Blick auf die Gebirgskette gänzlich freigeben. Die herrliche Gebirgskette des Kaukasus bleibt vor uns, wenn wir weiter mit der Rostow-Baku-Bahn bis Prochladnaja und dann bis zur Haltestelle Pawlodolskaja und von da über den Terek, nun schon per Achse (heute natürlich mit dem Auto), zur deutschen Kolonie Gnadenburg [1]) gelangen. Sogar direkt vom Tal des Terek aus, an dem Gnadenburg liegt, hat man noch den Blick auf den schneeglänzenden Riesen Elbrus, der nun genau im Westen liegt. Von der Höhe des Gnadenburger Feldes dagegen sieht man wieder in voller Entfaltung das eindrucksvolle Schauspiel einer Hochgebirgswelt, genau im Süden den von hier aus zweigipfeligen Kasbek (5033 m) und die ganze herrliche Reihe des Gebirgskammes entlang im Südwesten den dachförmigen Dychtau (5200 m), ganz im Westen aber den weit über den Wolken thronenden, erhabenen höchsten Gipfel des Kaukasus, den sagenumwobenen Elbrus (5642 m).

So habe ich es viele Male erlebt, wenn ich aus der Fremde kommend in den Kaukasus zurückfuhr, und dies Erlebnis wird mir immer unvergessen bleiben. So werden es aber auch die im Jahre 1879 aus Deutschland entsandten „Kundschafter" gesehen haben, die hierher gekommen waren, einen geeigneten Platz für ihren „Bergungsort" auszumachen. Sie hatten die Aufgabe, einen Ort zu finden, der folgende drei Bedingungen erfüllte: Wald, Wasser und guten Boden zu besitzen. Wenn zu diesen dreien auch noch die nahe Bergwelt des Kaukasus hinzukam, war es kein Wunder, daß sie bei ihrer Rückkehr nach Deutschland von einem herrlichen und glänzenden Fleckchen Erde berichteten.

[1]) Gnadenburg existiert heute nicht mehr als deutsches Dorf. Es ist von Russen bewohnt und heißt jetzt Winogradnoje (Weingartendorf). Auch ist es völlig verändert. Durch eine Talsperre unterhalb Gnadenburgs wurde das Wasser des Terek angehoben. Dadurch ist der gesamte Wald unter Wasser gesetzt und Gnadenburg liegt jetzt gleichsam auf einer Halbinsel. Durch die Anhebung des Grundwassers steht auch ein großer Teil Keller noch vorhandener Häuser unter Wasser.

Die Fahrt dieser Kundschafter führte im Jahre 1880/81 zur Gründung der Gemeinde Gnadenburg am Terek bei Mosdok, 90 km nördlich von Ordshonikidse (früher Wladikawkas), dem Ausgangspunkt der über den Kaukasus führenden Großen Grusinischen Heeresstraße. Was führte sie hierher, was wollten sie hier finden, was war das für ein Bergungsort, den sie suchten, und wie kam es zur Gründung der Gemeinde Gnadenburg? Wie diese Gemeinde entstand, weiter bestand, sich entwickelte, bis sie das Schicksal aller deutschen Dörfer im weiten Raum Rußlands ereilte, das soll Aufgabe dieses Berichtes sein.

Die Gründung der Gemeinde Gnadenburg ist eine der interessantesten unter den vielen Gründungen deutscher Gemeinden in Rußland. Zum einen, weil die Gemeinde Gnadenburg zu den jüngsten und letzten deutschen Kolonien gehört, die unmittelbar aus dem Mutterland erfolgten und daher mit diesen den Abschluß der großen Auswanderungswellen Deutscher nach Rußland bildete. Zum anderen, weil diese Gründung aus fast allen Teilen Deutschlands erfolgte, und zwar ausschließlich auf die Initiative eines Mannes hin, der aus eschatologischen Überlegungen den Anstoß für die sogenannte *Auszugsbewegung* Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts gab. Daher ist auch die Gründung aufs engste verknüpft mit der Persönlichkeit ihres Gründers, des Pfarrers einer kleinen Hesselberger Gemeinde, *Samuel Gottfried Christoph Cloeter* von Illenschwang in Mittelfranken.

Mit der Person dieses Mannes und seinen theologischen Auseinandersetzungen (lutherische Bekenntnisschriften, Abendmahlsfrage, Lehre von den Ämtern u. a.) mit der Kirchenleitung der bayerischen ev.-luth. Landeskirche haben sich schon einige Forscher beschäftigt [2]. Hier von ihm nur soviel, wie mit der Gründung Gnadenburgs zusammenhängt und um der Persönlichkeit dieses Mannes einigermaßen gerecht zu werden. Cloeter entstammte einer Familie, die aus Glaubensgründen unter Herzog Alba aus Holland flüchten mußte. Später kam Hugenottenblut in die Familie. Wenn man die Familiengeschichte der Cloeter liest [3], dann sind ein starker, nicht nur religiöser Idealismus und ein ausgeprägter Drang in die Ferne ein Wesenszug dieser Menschen. Ein Urgroßvater machte Kollektenreisen in die Schweiz und nach Holland, der Großvater diente im Siebenjährigen Krieg unter Blücher bei den Bellinghusaren, sein Vater begeisterte sich für den Freiheitskampf der Griechen und wurde nur durch seinen Bruder davon abgehalten, am Freiheitskampf persönlich teilzunehmen. Ein Bruder des Christoph Cloeter war Indianermissionar. 1823 als Sohn des Gymnasiallehrers L. J. Flamin Cloeter geboren, war Christoph Cloeter nicht nur der älteste, sondern auch der bedeutendste der drei Söhne des Professors am Bayreuther Gymnasium.

Hier in Bayreuth besuchte er das Gymnasium und zeichnete sich durch eine starke, leicht erregbare Phantasie aus, gepaart mit Empfindsamkeit, die bei Mißverstehen leicht in Empfindlichkeit umschlagen konnte. Nach dem Abitur bezog er die Universität Erlangen, später auch die Universität Leipzig und studierte Theologie und Philologie, besonders alte Sprachen. An dem vorherrschenden Studentenleben nahm er wenig Anteil. Für ihn war das Ziel allen Studierens, wie er selbst sagte, die Wiederherstellung des Menschen auf der Erde nach dem göttlichen Willen. Natürlich konnte ihm das auf dem Boden der starren Dogmatik beruhende Studium dieses Ziel nicht vermitteln. Bei seiner strengen und ernsten Lebensauffassung konnte es nicht ausbleiben, daß er nach

[2] Prof. Dr. Kantzenbach in Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte Jg. 1968 und 1969 und andere.

[3] Hermine Cloeter: Verklungenes Leben, Degener & Co., Neustadt a. d. Aisch 1960.

bestandenem Pfarrexamen schon auf seiner ersten Dienststelle an der reformierten Gemeinde Marienheim im Donaumoos mit der harten Wirklichkeit konfessioneller Streitigkeiten zusammenstieß. Er entstammte einer reformierten Familie, von seiner Mutter jedoch mit lutherischer Frömmigkeit vertraut, wurde er auf das evangelische Bekenntnis ordiniert. Die Bezeichnung lutherisch lehnte er ab. Der Name eines Mannes habe nichts mit der Kirche zu tun. Sein Ziel war es, die zwei Konfessionen, die reformierte und die ev.-luth., in Bayern zu vereinen. (Unter gewissen Voraussetzungen, daß sich die katholische Kirche vom Ultramontanismus trenne, war er sogar für die Grundlage einer echten Ökumene, also von einer Einstellung, die sich erst 100 Jahre später als zeitgemäß erweisen sollte.) Die Unionsbestrebungen brachten ihm von Seiten der Reformierten Anfeindungen ein, die damit endeten, daß er schon bald aus dem reformierten Kirchendienst entlassen wurde. Die völlig rechtlose Entlassung hat ihn stark verbittert. 1860 erhielt er, nachdem er einige Stellen als Pfarrverweser gewechselt hatte, eine Anstellung an der evangelisch-lutherischen Gemeinde Illenschwang bei Dinkelsbühl in Mittelfranken. Von hier aus sollte auch die eingangs erwähnte Auszugssache starten. Seine Einstellung zu den letztzeitlichen Dingen und zum prophetischen Bibelwort, aber auch in der Ämterlehre, und die damit verbundene oft beißende Kritik an der Kirche brachte ihm 1881 auch die Entlassung aus dem ev.-lutherischen Kirchendienst. Cloeter ließ sich durch diese Auseinandersetzungen und Kämpfe nicht beirren, sondern widmete sich nun ganz der Auslegung und Verbreitung des prophetischen Bibelworts — und der Auszugssache. Da es ihm in der Kirche verwehrt war, darüber zu predigen, gründete er schon 1866 ein Blatt „Der Brüderbote", in dem er seine Auffassung vom tausendjährigen Reich (Offb. Joh. 20) vertrat und verbreitete.

Für Cloeter war die Lehre vom Reich Gottes die Grundlehre des Christentums, wobei er das Reich Gottes und das 1000jährige Reich (Offb. 20), das „Königreich Christi auf Erden", in eins setzte. Und so verstanden handelt freilich die ganze Bibel, wie Cloeter behauptete, vom Reich Gottes [4]). Ein Himmelreich über den Sternen lehnte er entschieden ab, es sei vielmehr auf dieser Erde bei uns und um uns, nur unsichtbar. Er sagte einmal: „Ich kann nicht begreifen, wie man alle Ewigkeit im leeren Weltall von einem Stern zum andern fahren will, das Himmelreich zu suchen". Auch hier zeigte Cloeter ein für seine Zeit vorausschauendes, nüchternes Denken. Bevor aber Christus auf diese Erde kommen wird, in dieses sein nun schon sichtbares Königreich auf Erden, kommt der Antichrist und will die Gemeinde vernichten. Um sie vor diesem zu bewahren, hat Gott für sie nach Offb. 12, 6 einen Bergungsort vorbereitet. Dort heißt es: Das Weib (die Gemeinde Gottes) floh vor dem Drachen in die Wüste, wo sie einen Ort hat, bereitet von Gott. Um diesen Bergungsort drehte sich das ganze Denken Cloeters. Er lehnte sich damit ganz an die Lehre Bengels, Speners u. a. an, besonders an Jung-Stilling, der in seinem Buch „Heimweh" diesen Bergungsort im zentralen Asien fand. Schon Alexander I., an dessen Hof Jung-Stilling weilte, war von diesen Gedankengängen beeindruckt. Auch für Cloeter mußte der Bergungsort außerhalb Europas, außerhalb des Reiches der Dekade sich befinden. Das Reich der Dekade sind die zehn Königreiche, in die nach Daniel 2, 41 und 42 das letzte der 4 Weltreiche, das Römische Weltreich, einmündet, also — Europa. Rußland gehöre nicht dazu, es habe sich mit der oströmisch-orthodoxen Kirche schon früh von der abendländischen Kirche getrennt und liege außerhalb des Machtbereichs des römisch-europäischen Weltreiches. Rußland sei berufen, die letzten Christen vor dem Ansturm des Antichristen zu bewahren.

[4]) Pfr. G. Leistner: Ein vergessenes Blatt mittelfränkischer Kirchengeschichte, Neuendettelsau.

Auf Rußland kam Cloeter, der für sich die prophetische Gabe beanspruchte, durch Hesekiel 38 und 39. Es heißt dort – nach neuerer Leseart [5]), und wie es auch Cloeter übersetzte – : Du Menschenkind richte dein Angesicht nach dem Lande Magog wider Gog, den Fürsten von Ros, Mesech und Thubal. Ros bedeute Rußland, Mesech – Moskowien, Thubal – Tobolsk, also das europäische und asiatische Rußland. So war das Rätsel nach dem Bergungsort gelöst [6]). Rußland sollte mit dem damaligen Zaren Alexander I. schon jetzt Schirmherr der Christenheit vor dem Rationalismus und dem Materialismus sein, der aus Europa, besonders aus Frankreich kam. Auch Amerika war für Cloeter nur ein diesbezügliches Anhängsel Europas. Aus Frankreich komme auch der 3. Napoleon. Zwei waren schon, der 1. und der 2., fälschlich der 3. genannt. Dieser 3. Napoleon, ein noch viel grausamerer Herrscher als die vorigen, sei der Antichrist [7]). Da aber nach der Offb. Joh. für die Rettung nur eine kurze Zeit, 3½ Jahre, bleibe, sei höchste Eile geboten, den Rettungs- und Bergungsort vorzubereiten; man dürfe nicht warten wie Lot, bis es zu spät sei. Schon jetzt sei es an der Zeit, den Auszug vorzubereiten.

In seiner Lehre vom Auszug bezog sich Cloeter auch auf die Bibel: Der Auszug Abrahams aus seiner Heimat, die Bergung Noahs im Kasten, Israels Auszug aus Ägypten, die Flucht des Jesuskindes nach Ägypten, die Flucht der ersten Christengemeinde bei der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch den Römerkaiser Titus nach Pella (s. auch den Namen einer Cloeterschen Kolonie!), einem kleinen Städtchen in der Nähe des Sees Genezareth – das ziehe sich wie ein roter Faden durch die ganze heilige Schrift. Jetzt folge nun der letzte Auszug, die letzte Flucht der Gemeinde, um sich vor dem Antichrist zu retten, nach dem Bergungsort im Osten. In Matth. 24, 16 heiße es: Alsdann fliehet!

Diese Ideen verfocht Cloeter in seinem Blatt „Der Brüderbote", den er bis zu seinem Tode, 1896, herausgab (der aber noch 1935 existierte und später seinen Nachfolger im Philadelphiablatt hatte). In ganz Deutschland, in Österreich, der Schweiz, ja sogar in Amerika und Australien, auch in vielen deutschen Gemeinden Rußlands wurde der Brüderbote gelesen; zeitweilig stieg die Leserzahl in die Tausende. Überall in Deutschland bildeten sich Gruppen, die vom Gedanken der Auszugsbewegung und der Hoffnung auf das nahe Tausendjährige Reich Christi erfaßt wurden; man suchte Zuflucht und Geborgenheit für die Gemeinde im Osten, in Gebieten mit einfacheren Lebensformen. Hier hoffte man, dem reinen und unverschnittnen Bibelwort besser leben zu können.

Auszug oder Auswanderungen aus religiösen und anderen Gründen hat es zu allen Zeiten gegeben und nicht nur nach Rußland. Die großen Auswanderungsschübe Deutscher nach Rußland angefangen unter Iwan dem Grausamen, dann unter Peter dem Großen, unter Katharina II., zuletzt unter Alexander I. sind bekannt und durch die rußlanddeutsche Forschung und in unseren Heimatbüchern dargelegt und des öfteren beschrieben worden. Die letzte *Auszugsbewegung*, eingeleitet durch Cloeter und den Brüderboten, ist seither von der Gründungsgeschichte der Rußlanddeutschen nicht er-

[5]) s. a. die Zürcher Bibel, Verlag der Zwingli-Bibel, Zürich 1942.

[6]) Die Idee, daß Rußland der Bergungsort sei, reicht zurück bis in die Zeit Iwans des Schrecklichen. An seinem Hofe lebte der Starez Filofej, der diesen Begriff prägte und schon damals behauptete, Rußland, das III. Rom, sei der Bergungsort für das flüchtende Weib aus Offb. 12, s. Ernst Benz: Die russische Kirche und das abendländische Christentum. Hinweis von G. Leistner, s. Anm. 4.

[7]) so Cloeter in seiner Schrift: Auflösung der Zahl 666. Cloeter hat eine Reihe von Schriften über das prophetische Bibelwort verfaßt und herausgegeben. Sie befinden sich z. T. im Landeskirchlichen Archiv Nürnberg.

faßt. Sie war zwar nicht so umfangreich wie frühere Auszugsbewegungen, doch hat sie immerhin einige tausend Menschen in Bewegung gesetzt. So sind in diesem Zusammenhang durch Cloeter selbst oder angeregt durch ihn und den Brüderboten folgende Siedlungen entstanden oder auch fehlgeschlagen:

1. 1873 der Versuch einer Gründung als Bergungsort auf der Arbater Landzunge zwischen dem Asowschen Meer und dem Siwasch auf der Krim durch einen Badener namens Hagin, der eine Anzahl Familien auf die Krim berief. Der Versuch scheiterte, ein Teil kehrte nach Deutschland zurück, der Rest siedelte sich in anderen Gemeinden der Krim an.

2. 1878/79 die Kolonie *Bethel* bei Stawropol (Woroschilowsk), gegründet durch „die rheinpreußischen Brüder", für die ein späterer Gnadenburger (Pietzsch) die Möglichkeit zur Gründung ausgekundschaftet hatte. Mit Bethel hatte Gnadenburg noch später Verbindung durch einige Heiraten. Bethel bestand bis 1941.

3. 1879 *Neu-Cannstatt* bei Suchum. Eine größere Anzahl Familien aus Feuerbach, Zuffenhausen und Cannstatt siedelten gegen den Willen Cloeters in der Nähe von Suchum auf Kronsland. Da es an einer Führung fehlte, schlug diese Gründung völlig fehl. Sie brachte die Auszugssache Cloeters stark in Verruf. Anstelle von Neu-Cannstatt entstanden:

4. 1884 die Kolonien *Gnadenberg* und *Neudorf* durch einen aus Australien zugewanderten Gnadenburger (John Heinke). Später siedelten sich hier auch Cloetersche Auswanderer aus der Steiermark an. Mit Gnadenburg bestand kaum noch Verbindung außer einer Heirat. Beide Kolonien wurden 1941 aufgelöst.

5. 1880 *Elisabettal*, südlich von Gnadenburg im Gebirge, durch 17 Krimer Familien aus Annenfeld, die sich vorher auf dem Smekaloffschen Gut als Pächter niedergelassen hatten, wo dann Gnadenburg entstand. Die Kolonie wurde um 1900 wegen der häufigen Überfälle der Bergvölker aufgelöst. Die Siedler zogen an den Terek und gründeten dort *Hoffnungsfeld* bei Kotljarewka (Familien Schneider, Gött, Faul, Breyvogel, Dietrich, Stieber u. a.) Hoffnungsfeld wurde 1918 durch die Inguschen zerstört, wurde aber 1926 wieder angesiedelt, 1941 aufgelöst.

6. 1880/81 *Gnadenburg* als Mittelpunkt der Cloeterschen Auswanderungen, aufgelöst 1941.

7. 1884 *Pella* bei Noworossijsk. Über diese Siedlung ist nur bekannt, daß sie von dem aus Gnadenburg ausgewanderten Lehrer Loos mit noch zwei Gnadenburger Familien gegründet wurde; sie wurde nach kurzer Zeit wieder aufgelöst. Später zogen die zwei Familien und eine Anzahl Familien aus Schlesien und Bessarabien in die Nähe von Anapa und gründeten dort die Kolonie Pilenkowo.

8. 1888 *Emmaus* bei Wladikawkas (Ordshonikidse) wurde durch die Cloeterschen Auswanderer aus der Steiermark gegründet (Familien Keinprecht, Rettenbacher, Ladreiter u. a., insgesamt 19 Familien), von denen ein Teil wieder nach Österreich zurückkehrte. Emmaus konnte sich ebenfalls nicht gegen die Bergvölker halten und wurde 1902 aufgegeben. Durch die Emmauser Familien wurde

9. 1904 die Kolonie *Eben-Ezer* an der Malka bei Naltschik gegründet, wohin noch eine Reihe anderer Cloeterscher Auswanderer zog. Mit Eben-Ezer bestand noch bis zuletzt enge Verbindung zu Gnadenburg durch die geistliche Betreuung und durch Heiraten. Die Kolonie hatte eine ähnliche wirtschaftliche und religiöse Entwicklung wie Gnadenburg; sie wurde 1941 aufgelöst.

10. 1902 *Pruggerhof* bei Semipalatinsk (russ. Prugerowo), ebenfalls von den österreichischen Familien (Prugger, Keinprecht, Landl u. a.) gegründet. Es besteht heute noch.
11. 1915/16 entstand die Kolonie *Wartburg* nördlich Mineralnyje Wody durch den Österreicher Keinprecht. Dorthin zogen später auch Gnadenburger Familien. Wartburg hatte ebenfalls enge religiöse Verbindung mit Gnadenburg. Es bestand bis 1941.

Schon an den mehr oder weniger biblischen Namen sieht man die Zusammengehörigkeit dieser Kolonien. Doch entwickelten sie sich in der Folge völlig selbständig. Außer gelegentlichen Heiraten und Besuchen gab es kaum Verbindung zu Gnadenburg. Der Brüderbote wurde in allen gelesen.

Bei der *Cloeterschen Auszugsbewegung* haben natürlich wie bei allen Auswanderungen äußere Verhältnisse, hier die Kriege von 1866 und 1870/71, eine Rolle gespielt. Die Menschen suchten Geborgenheit vor kriegerischen Wirrnissen in der Ferne. Ebenso wirkten wirtschaftliche Gründe mit: kinderreiche Familien und damit verbundene Raumnot und andere persönliche Gründe. Was die Auszugsbewegung vor allem kennzeichnet, war die starke, fast ausschließliche Ausrichtung auf Glaubensgründe und die strenge Auswahl der Einwanderer nach diesen Gesichtspunkten. Schon die südkaukasischen Gemeinden begründeten ihre Auswanderung 1816 und 1817 mit der Flucht vor dem Antichristen. Cloeter befriedigten diese Auswanderungen nicht, weil sich, wie er einmal in einem Brief [8]) schreibt, dabei viel unlauteres Wesen eingemischt habe. Die Auswanderung solle ausschließlich der Vorbereitung des Bergungsortes dienen. Deshalb sollten sich nur Leute dem Auszug anschließen, die sich innerlich dazu berufen fühlten. Immer wieder warnte er im Brüderboten: „Wer sich aus wirtschaftlichen Gründen der Auszugsbewegung anzuschließen gedenkt, soll davon abstehen. Wer in Rußland alles das finden will, was er daheim vermißt, der täuscht sich; es muß alles durch Arbeit, Geduld und Liebe erst errungen werden. Vor allem muß der Einwanderer zuerst das Geistige suchen, nicht das Materielle." [9])

Wie stark diese Gedankengänge und die religiöse Überzeugung, wie stark Glaubensgründe die Auszugsbewegung bestimmt haben, wird an einigen Beispielen klar. Eine pommersche Familie, Schönfeld, die einen fast 400 Jahre alten, einst vom Markgrafen von Brandenburg erworbenen Familienbesitz ihr eigen nannte, veräußerte diesen weit unter dem Wert, nur um dem Ruf des Auszugsgedankens Folge zu leisten. Auch daß die Familienväter durch Jahrzehnte hindurch Dorfschulzen waren, hielt sie nicht davon zurück. Die aus der Hesselberggegend in Mittelfranken Ausgewanderten waren zum größten Teil reiche, begüterte Grundbesitzer, die ihren Hof oft unter Wert verkauften und nach Rußland zogen. Von den aus der Steiermark/Österreich stammenden Siedlern

[8]) an den südkaukasischen Pfr. Martin Schrenk, Großonkel des Verfassers.

[9]) Es soll hier zum volleren Verständnis dessen, wie stark diese Ausrichtung bei der Gründung der Gemeinde Gnadenburg bestimmend war, das Lied, das von Cloeter selbst für diesen Zweck verfaßt und später viel bei feierlichen kirchlichen Anlässen als eine Art „Hymne" gesungen wurde, beigefügt werden:

Freiheit wird uns werden
in der künft'gen Zeit,
wenn auf dieser Erden
wohnt Gerechtigtkeit,
wenn der Heiland wieder
kommt in uns're Welt,
wenn dann alles wieder
ihm zu Füßen fällt.

Dann erscheint ein Morgen
golden hell und rot
ohne Angst und Sorgen,
ohne bittern Tod.
Freudentränen fließen
dann dem König zu,
der uns läßt genießen
jene sel'ge Ruh.

Herzenskönig eile,
zeige deine Macht,
daß nicht länger weile
uns're dunkle Nacht.
Stärke uns noch weiter
durch dein heilig Blut,
bis der letzte Streiter
von dem Kampfe ruht.

(Mel.: Freiheit, die ich meine)

schreibt Paul Dedic: „Es ist eigenartig, daß zu diesen [Auswanderern] mehrere der Angesehensten und Wohlhabensten jener Gegend gehörten . . ." In einem Bericht an die Statthalterei in Graz heißt es: „Da es meist nur wohlhabende Bauern sind, welche ihre Heimat verlassen, so liegt die Vermutung nahe, daß die Bauersleute durch Agenten, welche ihnen die Vorteile einer solchen Auswanderung vorspiegeln, hierzu veranlaßt werden . . ., da ja nur den allerwenigsten ungünstige Lebensumstände einen Anlaß zum Wegzug zu bieten vermochten . . . Die in den Paßgesuchen als Grund angegebene Hoffnung auf eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage diente nur als Vorwand der Behörde gegenüber, die sonst die Aushändigung des Passes verweigert hätte" [10].

Bei den württembergischen, schlesischen, rheinpreußischen und anderen Auswanderern wird es in den weitaus meisten Fällen gleich gewesen sein.

Cloeters Gedanke war bei alledem nicht, daß Gnadenburg und die anderen im Zusammenhang damit entstandenen Kolonien schon der Bergungsort seien, sie sollten nur eine Art Pioniersiedlungen für die Zeit „der großen Trübsal" darstellen und der flüchtenden Gemeinde Stützpunkte auf dem Weg in die Flucht bieten. Eine Pilgerstraße sollte aufgebaut werden, die von der Krim über den Kaukasus bis ins Innere Asiens östlich des Kaspischen Meeres führen sollte, wo jenseits der Wüste, vielleicht im fruchtbaren Ferghanatal, die letzte Gemeinde Zuflucht finden würde. Übrigens verband Cloeter mit dem Ausbau der Pilgerstraße auch den Gedanken der Heidenmission, sogar für die Heimat versprach er sich durch die Auszugsbewegung eine Belebung in geistlichen Dingen.

Um den Auszugsgedanken praktisch zu verwirklichen, wollte er nun, nachdem Cloeter vergeblich auf die Unterstützung der regierenden Fürsten und Könige gehofft hatte, selbst tatkräftig werden. Am 27. Dezember 1878 fand in Stuttgart unter Vorsitz Cloeters eine Versammlung der Auszugsfreunde statt, auf der die „Deutsche Auszugsgemeinde" konstituiert und die Aussendung von Kundschaftern beschlossen wurde. Cloeter wurde zu ihrem Sekretär gewählt. Hier wurden auch schon Unterschriften für die Beteiligung einer Kolonisation in Kachetien/Grusien gesammelt. Da Cloeter jedoch die Verhältnisse persönlich kennenlernen wollte, unternahm er selbst zwei Kundschaftsreisen. Die erste führte ihn schon 1874 nach Odessa und auf die Krim, die zweite 1880 übers Schwarze Meer und Poti nach Tiflis und Wladikawkas (Ordshonikidse). Von hier aus besichtigte er auch das Gut eines Generals nördlich von Wladikawkas, wo im Jahre darauf dann die Kolonie Gnadenburg entstehen sollte. Cloeter wollte auf diesen Reisen Möglichkeiten für den Ankauf von Ländereien und für die Gründungen von Gemeinden im Sinne des Auszugs erkunden und sich selbst ein Urteil bilden. Schon aus diesen Reisen ist zu sehen, wie vorsichtig er die Sache handhabte. Im Jahr vorher hatte sich entgegen seiner Warnung, daß die Sache nicht ausgereift sei, eine Anzahl von meist unbemittelten Familien aus Feuerbach, Cannstatt und Zuffenhausen nach der Stuttgarter Versammlung auf den Weg gemacht. Sie erbaten sich Kronsland in der Nähe von Suchum von der russischen Regierung, erhielten es auch und gründeten die Kolonie Neu-Cannstatt. Da es jedoch sowohl an Mitteln als auch an Führung fehlte, endete die Sache mit einem Fiasko. Die meisten Siedler erkrankten am Klimafieber, der Malaria, und gingen zugrunde; der Rest kehrte nach Deutschland zurück, und Cloeter wurde dafür verantwortlich gemacht (s. oben). Dadurch wurde er noch vorsichtiger.

[10] in seinem Bericht über Paul Dedic: Steierische Auswanderer in Kaukasien und Sibirien, eine Chronik von vier rußlanddeutschen Kolonien in der Vierteljahreszeitschrift Volksforschung des DAI Stuttgart 1942/43.

Die Gründung Gnadenburgs

Nachdem Cloeter bereits über ein Jahrzehnt von der Auszugssache überzeugt war, wollte er sie nun verwirklichen, indem er einen soliden Mittelpunkt für sie zu bilden suchte, von dem aus sie weiter betrieben werden konnte. Das sollte die Gemeinde Gnadenburg sein, seine ureigenste Gründung. Vorher waren umfangreiche Erkundigungen über Siedlungsmöglichkeiten in Kachetien/Grusien eingeholt worden. Durch den Beauftragten Cloeters, den Schweizer Isler, waren beim Statthalter des Zaren für den Kaukasus, dem Großfürsten Michael, die Erlaubnis zu Gründungen sowie die Zusicherungen für die Privilegien (Militär- und Steuerfreiheit) an deutsche Siedler in Rußland eingeholt worden. Kundschafter (Adler, Rohde, Greßmann) hatten ihm berichtet, daß hier gesundes Klima, guter Boden, Wasser und Wald vorhanden sei und daß sich deshalb das Gut für eine Gründung bestens eigne. Nachdem sich Cloeter selbst an Ort und Stelle davon überzeugt hatte, nur den Preis etwas hoch fand, entschloß er sich, hier eine Gemeinde zu gründen. Hier wollte er seine Ideen über den Aufbau einer sich selbst verwaltenden evangelischen Gemeinde (s. seine Ämterlehre) verwirklichen.

Das Gut südlich des Terek bei Mosdok gehörte dem Generalmajor Smekaloff. Es war ein Gut wie viele im Kaukasus. Generale hatten für ihre Verdienste bei der Eroberung des Kaukasus oder auch aus anderen Gründen vom Zaren oft riesige Güter erhalten. Da die Besitzer meist schlechte Ökonomen waren und es ihnen an fachlicher Ausbildung fehlte, gerieten die Güter, oft auch durch Lotterwirtschaft, in Schulden, und man versuchte, sie zu verkaufen. Das Gut Smekaloff war zwar nicht abgewirtschaftet, doch lastete auf ihm eine Schuld von 10 000 Goldrubel. Den Käufern machte diese Schuld später viel zu schaffen. [11] Es hatte ein Fläche von 2400 Desj. guten fruchtbaren Bodens (1 Desj. = 1,09 ha), 150 Desj. Wald, zum größten Teil Hochwald, an die 25 000 Rebstöcke, ein Fabrikgebäude für Ölgewinnung (aus Sonnenblumensamen) mit Dampfantrieb und noch einige andere Wirtschaftsgebäude. Der Preis war mit 75 000 Rubel nach Ansicht Cloeters hoch, und zwar durch die vorhandenen Fabrikgebäude. Doch hielt er das Ganze für geeignet. Der Wunsch des Generals, der in Wladikawkas wohnte und später Militärgouverneur von Batum wurde, war, tüchtige deutsche Siedler auf sein Gut zu bekommen. Schon im Herbst 1880 waren zusammen mit dem Kundschafter Greßmann 17 Krimer Familien, die der Auszugssache nahe standen, hierher gekommen und hatten einen Teil des Gutes auf ein Jahr in Pacht genommen, da es ihnen für den Ankauf an Mitteln fehlte. Als der General die Siedler auf seinem Gut sah, rief er aus: „Nun habe ich ja eine Kolonie!"

Über den weiteren Verlauf der Gründung heißt es in einem zusammenfassenden Bericht im Brüderboten [12]: „Im März 1881 entschlossen sich die beiden Gutsbesitzer Carl Hassold und Heinrich Stark von Illenschwang, nach Rußland zu reisen und zwischen den verschiedenen Offerten eine Wahl zu treffen." Sie reisten über die Krim, um dort ein Kaufobjekt zu besichtigen. Das sagte ihnen nicht zu, weil die Güter zu teuer waren; so fuhren sie gleich nach dem Kaukasus weiter. Auf dem Gut Smekaloffs erhielten sie den Preis bestätigt und daß beim Ankauf 27 000 Rubel angezahlt werden müßten. Nachdem sie das Gut in Augenschein genommen und für geeignet befunden hatten, kehrten sie nach Illenschwang zurück. Im BB wurde nun bekanntgemacht, daß Carl Hassold sich mit einer bedeutenden Summe am Kauf des Gutes beteiligen würde, wenn eine hinreichende Anzahl zahlungskräftiger Mitkäufer sich fände. Heinrich Stark wur-

[11] Weil im Kaufvertrag nicht ausdrücklich festgehalten war, daß es Goldrubel seien. Das machte einen großen Unterschied aus im Wert zum Silberrubel.

[12] vom 15. März 1887, S. 494ff.

de als Kassier der eingehenden Kaufbeiträge aufgestellt, da er noch einige Zeit in Deutschland bleiben wollte.

Schon Anfang Mai (1881) reiste Hassold mit seiner Familie aus der Heimat ab. Cloeter begleitete sie bis Breslau, von wo sie am 7. Mai die Weiterreise nach Rußland antraten. Ihr zahlreiches Gepäck brachten sie zollfrei über die Grenze (die russische Regierung hatte an der Grenze zollfreie Abfertigung zugesagt). Unterwegs trafen sie zu ihrem nicht geringen Schrecken ihren Dolmetscher in Kijew nicht an, gelangten aber doch nach einer Woche, der Sprache völlig unkundig, über Rostow glücklich in Prochladnaja an, wo sie von den auf dem Gut ansässigen Pächtern empfangen wurden.

„Wir fuhren", so berichteten sie, „mit dem Wagen ab, aber als wir am Terek ankamen, war es dunkle Nacht, und der Fährmann setzte um keinen Preis mehr über, so daß wir die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußten. Zum Glück war ein verdeckter Wagen dabei, in welchem die Mutter mit den Kleinen die Nacht zubrachte. Mit dem Kleinsten (3 Monate) hatten wir einige Tage große Sorge, es war sehr schwach, und wir hatten sehr schlechtes Wetter, als wir ausstiegen. Jetzt ist es wieder heiter." Am 15. Mai kamen sie auf dem Gut an. Hassold schloß bald darauf den Kaufvertrag mit dem General ab, nach dem gleich 27 000 Rubel (etwa 56 000 Mark) gezahlt werden mußten, im Oktober weitere 13 000 Rubel. Die Restschuld von 35 000 Rubel sollte bis März 1882 beglichen werden. Damit war die Gründung Gnadenburgs erfolgt.

Auf die Bekanntmachung im BB hin, daß sich nun Käufer melden könnten, ließen sich bald immer mehr eintragen. Jeder mußte, wenn er sich als Käufer betrachtet wissen wollte, mindestens 1000 Mark anzahlen. Denn bei Nichtbezahlung der Restschuld wäre laut Kaufvertrag die ganze Anzahlung verfallen. Das Gut war vorläufig in 50 Anteile eingeteilt, die durchs Los dem jeweiligen Käufer zugeteilt wurden (später waren es 52 Anteile zu je 46 Desj.), ein Anteil kostete 1600 Rubel (3300 Mark). Außerdem sollte jeder Käufer noch einige tausend Mark für den Hausbau und die Einrichtung zur Verfügung haben. Die finanzielle Seite mußte, wie man sieht, vor der Ausreise erledigt sein. Schon dadurch war eine gewisse Auswahl der Siedler getroffen. Doch nicht nur darin: Cloeter achtete darauf, daß bei der Ansiedlung der Auszugsgedanke vorherrschend war. In Nr. 390 des BB vom 10. August 1881 heißt es: „Ich muß wiederholen, daß niemand ohne unsere Bewilligung auf das Gut Gnadenburg ziehen darf, weil sonst eine Gemeinde-Ordnung nicht aufrechterhalten werden kann." Wer das Gut nicht selbst bewirtschaften wollte, konnte es verpachten. Auch bei den Pächtern wurde bestimmt [13]: Kein Käufer hat das Recht, ohne Bewilligung des Gemeinderats einen Pächter in der Kolonie anzunehmen. Ein Forscher Cloeters urteilt so über Gnadenburg: Es dürfte kaum eine andere Siedlung gegeben haben, die so gründlich vorbereitet, so gut organisiert, so vorteilhaft ausgewählt und so einheitlich in wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Hinsicht war wie Gnadenburg [14]. Diese Auswahl hat Gnadenburg den Stempel aufgedrückt. Kaum eine andere deutsche Gemeinde in Rußland hat wohl auch so lange und ausdauernd ihr religiöses Gepräge und ihren starken Zusammenhalt bis weit in die Sowjetzeit hinein erhalten.

Das für uns nicht gerade verständliche soziale Verhalten Cloeters, nach dem nur Siedler aufgenommen wurden, die über gewisse Mittel verfügten (später siedelten auch weniger Bemittelte in Gnadenburg), begründete er so: „Wir wollen hier nicht in erster Linie

[13] Brüderbote Nr. 396, S. 3094.

[14] Pfr. G. Leistner, Neuendettelsau, der mir seine Studie über Cloeter: Ein vergessenes Blatt mittelfränkischer Kirchengeschichte, zur Verfügung stellte und dem ich hiermit meinen aufrichtigen Dank ausspreche.

eine Armenversorgung, sondern ein Missionswerk für das Reich Gottes begründen. Dazu gehören Mittel . . . Mittel müssen wir haben, aus nichts wird nichts, und ohne Opfer gibt es keinen Segen." Cloeter wollte schließlich verhüten, da jeder Anfang schwer ist, daß jemand ins Unglück gerät.

Schon im Juni desselben Jahres (1881) kam aus Bayern eine kleine Gruppe von Auswanderern an, die nächste im September (aus Pommern) und im Oktober erneut eine (aus Schlesien und Westfalen). Ein Hospiz auf der Holteistraße in Breslau diente als Sammelpunkt. Schon gleich zu Anfang kamen sie also aus allen Teilen Deutschlands. Die meisten per Bahn, einige sogar per Achse. An der Grenze ging nicht immer alles reibungslos vonstatten. Obwohl Zollfreiheit zugesichert war, mußte eine Familie aus Pommern, da sie einen ganzen Wagen voll landwirtschaftliches Gerät mitgenommen hatte, 800 Rubel Zoll bezahlen. Eine andere pommersche Familie mußte ihr mitgeführtes Leinen wieder zurückschicken, da der Zoll zu hoch war. Ein anderer Auswanderer berichtete, daß seine 70jährige Mutter unterwegs schnell aus dem Zug ausgestiegen war; als sie zurückkam, war der Zug weg. Ohne Kenntnis der Sprache machte sich die alte Frau zu Fuß auf den Weg und traf zufällig einen deutschen Kolonisten aus der Ukraine, der ihr weiterhalf. Von meiner Großmutter weiß ich, daß sie die Reise in

Erscheint alle 14 Tage. Die Post besorgt das Blatt in Bayern um 1 ℳ 20 ₰ (Zeitungstarif S. 19 Nr. 163). Im übrigen Deutschland 1 ℳ 13 ₰ (Preisliste S. 21, Abth. I, Nr. 886). Hiezu kommt 30 ₰ Austragsgebühr des Postboten. Wer in Deutschland den Br.-B. unter Adresse und Streifband frei erhalten will, bestellt ihn beim Herausgeber um 3 ℳ jährl., in Oesterreich 2 Papier-Gulden, in Rußland durch die Buchhandl. von Kluge & Ströhm in Reval, v. C. Ricker in St. Petersburg, Jakob Block in Gnadenfeld, Post Halbstadt, Taurien. Für den Buchhandel in Commission von Rud. Hartmann in Leipzig, in der Schweiz durch die Buchhandlung von C. F. Spittler in Basel (4 Francs).

Brüder-Bote

(ein Bote zur Sammlung der zerstreuten Brüder)

von

Abend nach Morgen.

Ein Correspondenzblatt im Sinne der allgemeinen Kirche, welche mit dem heiligen Geist ruft: Komm HErr Jesu! (Offenb. Joh. 22, 17—20.)

Nr. 423. 15. Novbr. 1882.

Weil du hast bewahrt das Wort vom Gedulden auf mich (της υπομονης μου), so will auch ich dich bewahren (retten) aus (εκ) der Stunde der Versuchung, welche kommen wird über die ganze kultivirte Erde (επι της οικουμενης ολης), zu versuchen, die da wohnen auf der Erde. Siehe ich komme schnell, halte fest, was du hast, damit Keiner deinen Siegeskranz nehme. Offb. 3, 10—11. Sollte Gott nicht retten Seine Auserwählten, die zu Ihm Tag und Nacht schreien, und sollte sich erbarmen über sie? Ich sage euch, Er wird sie erretten in Schnelligkeit; würde außerdem (πλην ὁταν) des Menschen Sohn, wenn er kommen wird, den (Christen-) Glauben vorfinden auf der Erde? Luk. 18, 7—8. So seid nun wachsam jeder Zeit und flehet, daß ihr gewürdiget werdet zu entfliehen diesem Allen was geschehen soll, und zu stehen (Offenb. 7, 13) vor des Menschen Sohn. Luk. 21, 36. Siehe auch 1 Thess. 5, 3.

hochschwangerem Zustand antrat. Wir staunen heute über so viel Mut und Entschlußkraft, sich ohne Kenntnis der Sprache und der Leute in ein fremdes Land zu wagen. Aber das Bewußtsein, sich auf dem richtigen Weg zu befinden, half durch alle Fährnisse. Auch jetzt ließ es Cloeter nicht an organisatorischer Fürsorge fehlen. In jeder Nummer des BB wurde über den Fortgang der Gründung berichtet. Es wurde genau angegeben, was an Gerät mitzunehmen sei, wie der Reiseweg verlaufe, daß der Tee Tschai, das Wasser Woda heiße. Man könne es auf jedem Bahnhof bekommen, den Zucker solle man am besten selbst mitnehmen. Sogar laufende Wetterbeobachtungen wurden mitgeteilt. Auch über die anderen Kolonien Bethel, Martinsfeld und Gnadenberg bei Suchum wurde berichtet.

Im März 1882 brach eine größere Reisegesellschaft nach Gnadenburg auf, darunter auch Cloeter. Er wollte die neugegründete Gemeinde besuchen [15]. In einem Grußwort gab er ihr den Namen *Gnadenburg*: „Dies Wort soll bedeuten, daß die göttliche Gnade die

[15] Cloeter ist selbst nicht ausgewandert, sondern besuchte Gnadenburg einige Male, um nach dem Rechten zu sehen.

Burg ist, darin wir sicher wohnen." Weiter: „Jeder sei gerne der Kleinste und gern bereit, jedermann zu dienen; aber keiner lasse sich ohne Not bedienen. Lasset alles, was Laster heißt, und gebet keine Ursache zum Lästern. Eure jetzigen Verhältnisse sind ganz anders als die, welche ihr verlassen habt. Aber der Ausgang, der geschehen, ist uns wahrhaftig nicht leid."

Nach seiner Ankunft fand im Mai die notarielle Verschreibung des Gutes auf die Gnadenburger Teilhaber statt, nachdem der bedeutende Rest der Kaufsumme auch noch erlegt wurde. Die bisher hier ansässig gewesenen Krimer Pächter, die die Mittel zum Ankauf nicht besaßen, pachteten dann im nahen Vorgebirge ein Gut, das sie Elisabettal nannten. Gnadenburg wurde jetzt auch politisch selbständig. Bis dahin war die Kolonie verwaltungsmäßig der Kumykensiedlung Bekowitsch unterstellt. Ende Dezember fand die Unterschrift der Gemeindestatuten statt, die die Gemeinde sich gab. Sämtliche männlichen erwachsenen Mitglieder unterschrieben. Von diesen Statuten nachstehend einige im Auszug:

1. Die deutsch-russische Auszugsgemeinde erkennt Rußland als das von der Vorsehung bestimmte Land an, der Kirche des Herrn Jesu Christi in den Bedrängnissen der letzten Zeit dieser Weltperiode einen Zufluchtsort zu bieten. Dieser göttliche Beruf Rußlands ergibt sich nicht nur aus der Betrachtung der natürlichen Verhältnisse dieses Landes, sondern auch aus dem prophetischen Bibelwort der Heiligen Schrift. 2. Die in diesem Glauben stehenden Christen möchten in Rußland neue Gemeinden bilden ... wobei sie in weltlichen Angelegenheiten den Landesgesetzen unterworfen sind. 3. Dieselben huldigen den Glaubenssätzen der Herrnhuter Brüdergemeine [14]). 4. In dieser Gemeinde muß strenge Ordnung herrschen und werden keine Laster geduldet. Jeder muß arbeiten und einem nützlichen Beruf sich hingeben. Der Branntwein bleibt aus der Gemeinde gänzlich ausgeschlossen. Wein und Bier darf nur im Gemeindegasthaus zu wirklicher Notdurft gegeben werden (man ging in der Folge davon ab, ein Gasthaus einzurichten, um niemand Gelegenheit zum Trinken zu geben. Wer trinken wollte, mußte das zu Hause tun). Diesen Vorschriften sind Einheimische und Fremde unterworfen. Auch das Tabakrauchen und Tabakkauen soll als üble Gewohnheit betrachtet werden, welche für einen Christen nicht schicklich ist (an anderer Stelle sagte Cloeter: Wie man auf den himmlischen Bräutigam mit der Zigarre im Mund warten kann, ist mir unbegreiflich!). 5. Treue, Glauben und Redlichkeit zu halten und jede Unwahrheit in Rede und Tat fern zu halten, ist jedes Gemeindeglied verpflichtet. Die Lüge muß in unseren Gemeinden als das häßlichste Laster und der Lügner demgemäß behandelt werden ... 6. An den Sonntagen und den hohen Festen werden keinerlei Arbeiten vorgenommen, außer Werken der Not und der Liebe. Auch Jagden dürfen nicht abgehalten werden. (Ich erinnere mich hier an folgendes Erlebnis. Es war ums Jahr 1925. Der Knecht in unserer Familie, ein Kosake, bat meine Mutter, mein Vater lebte nicht mehr, ob er am Sonntagmorgen in aller Frühe, wenn es noch dunkelte, mit unseren Pferden Ziegelsteine an den Terek fahren dürfe, um sie über den Terek zu sich nach Hause zu bringen. Weil meine Mutter es ihm, unter Zögern, erlaubte, kam ein paar Tage später der Vorsteher der Gemeinde mit einem Strafzettel zu uns ins Haus, den meine Mutter schuldbewußt einlöste.) 7. Wer den aufgestellten religiösen und sittlichen Grundsätzen entgegenhandelt, wird von den gewählten Vorstehern der Gemeinde zuerst ermahnt, dann gestraft, endlich aber, wenn er sich nicht bessert, aus der Gemeinde mit Entschädigung seines

[14]) wie Sarepta an der Wolga. Den Paragraphen 3 brachte Cloeter in seine Gemeindeordnung hinein, weil die Brüdergemeine (so die Schreibweise bei den Herrnhutern) vom Zaren bereits anerkannt und somit Gnadenburg eine rechtliche staatliche Anerkennung hatte.

Besitzes entfernt. Der Beschluß hierüber muß jedoch von der ganzen Gemeinde mit Zustimmung von wenigstens sieben Achtel ihrer Mitglieder gefaßt werden. 8. Der Unterricht in den Schulen findet in deutscher und russischer Sprache statt. Die jungen Leute sind verpflichtet, bis zu ihrem 14. Lebensjahr die Schulen zu besuchen. Ebenso wird darauf gesehen, daß der Gottesdienst von allen fleißig besucht wird, und können Leute, welche ohne triftigen Grund oft vom Gottesdienst wegbleiben, nicht in der Gemeinde geduldet werden . . .

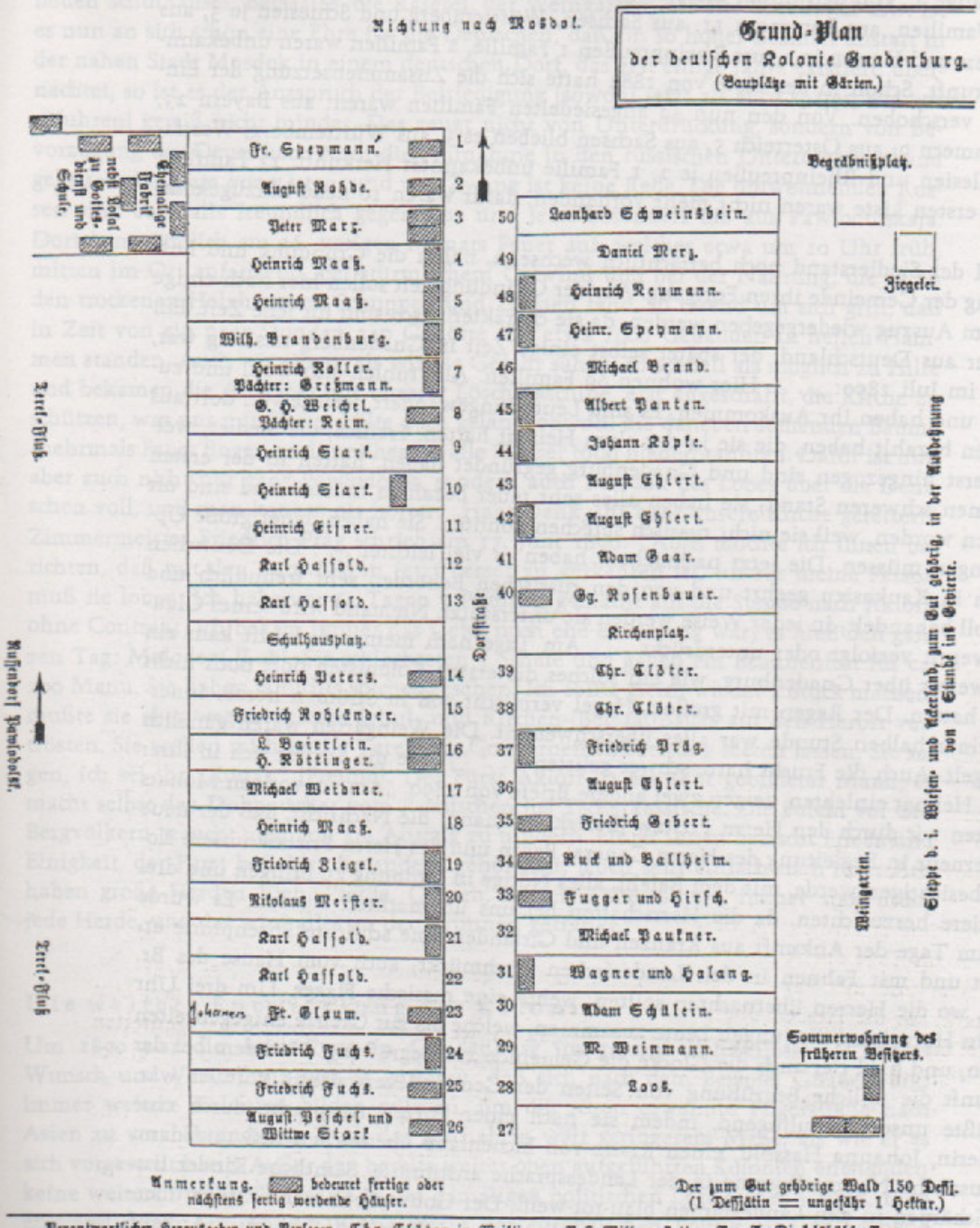
Diese Statuten waren vorläufig und wurden weiter ergänzt. Zuletzt hatten sie 92 Paragraphen, die regelmäßig am Altjahrsabend vor versammelter Gemeinde nach dem Gottesdienst vorgelesen wurden. Die Durchführung der in den Statuten festgelegten Gemeinderegeln wurde streng gehandhabt. Es konnte nicht ausbleiben, daß in der Folge gegenüber diesen strengen Regeln besonders unter jüngeren Leuten starke Gegensätze aufbrachen, die durch soziale Spannungen noch erhöht wurden, so daß einige nach 1920 von Gnadenburg wegzogen. Doch das war erst viel später. Interessant an dieser Dorfordnung ist, daß politische und kirchliche Ordnung ineinandergreifen.

Da Cloeter und die Gemeinde es ablehnten, sich der lutherischen Kirche in Rußland zu unterstellen, war sie auf sich selbst gestellt. Hier konnte Cloeter seine Ämterlehre in die Tat umsetzen. Regiert werden muß jede Gemeinde, sagte er, aber so, daß das Haupt und alle Glieder miteinander verbunden sind. Die Kirchenvorsteher waren die Leiter. Sie hielten anfänglich Lesegottesdienste ab, da ja kein Pfarrer vorhanden war, und übernahmen Amtshandlungen wie Taufe, Beerdigungen u. a.; Trauungen mußten von einem in der Nähe wohnenden Pastor der lutherischen Kirche vollzogen werden, weil damit rechtliche Fragen verbunden waren. Sonst blieb die Gemeinde ohne Anschluß an die evangelische Kirche Rußlands und hatte den Status einer Brüdergemeinde. Der Gemeindegedanken trat in den Vordergrund, jeder trug die Verantwortung für die Gesamtgemeinde. Jeder sollte aktiv am Gemeindeleben teilnehmen. Die Kirchenzucht wurde nicht vom Kirchenältesten, sondern von der Gemeindeversammlung ausgeübt. Im Gottesdienst war das bayerische ev.-luth. Gesangbuch eingeführt, ebenfalls die bayerische luth. Liturgie. Was völlig neu war für jene Zeit, war, daß das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser von der ganzen Gemeinde gesprochen wurden. „Überblickt man sowohl die Siedlungsangelegenheiten als auch die kirchlichen Verhältnisse in Gnadenburg, so kann man sagen, daß sich hier in Gnadenburg eine Art ideale lutherische Gemeinde darstellte" [17]).

Bald traten in der Leitung der Gemeinde Schwierigkeiten auf. Da entschloß sich Cloeter nach einigem Zögern, einen Theologen als Leiter für die Gemeinde zu suchen. Ein bayerischer Kandidat der Theologie (Heman) sollte die Stelle übernehmen, starb aber bald nach seiner Ankunft. Nach dem Tode Cloeters stellte die Gemeinde dann den Gemeindelehrer Paul Köhler aus Emmaus, einer Tochterkolonie Gnadenburgs, als Prediger und Pfarrer in der Gemeinde an, nachdem er vorher ordiniert worden war. Köhler war auch der Biograph Cloeters und versah den Dienst in Gnadenburg bis zu seinem Tode 1933. Er hat die weitere Entwicklung der Gemeinde stark mitgeprägt. Er stammte aus Schlesien.

Gnadenburg hatte nun seinen politischen und religiösen Status. Schon im September wurde im BB bekanntgemacht, daß vorerst alle Plätze für die Kolonie besetzt seien, man möge sich gedulden, bis wieder welche frei würden. Nicht alle, die angezahlt hatten, auch nicht alle Ausgewanderten blieben. Am Anfang wechselte der Bestand der

[17]) Pfr. G. Leistner, Anm. 14.



Verantwortlicher Herausgeber und Verleger. Chr. Clöter in Weiltingen, Post Wilburgstetten, Bez.-A. Dinkelsbühl, Bayern.
Druck von C. Fritz in Dinkelsbühl.

Kolonie noch immer. Die erste Einwohnerliste von 1882 zeigt 50 ganze Anteile. Je zwei Siedler konnten aber auch zusammen einen ganzen Teil erwerben, sie waren dann jeder Besitzer eines halben Teils (bayerisch-mittelfränkisch: „Ganztoalige" und

„Halbtoalige"). Von den in der Liste aufgeführten 52 Siedlerfamilien waren: aus Bayern 25 Familien, aus Pommern 11, aus Sachsen, Württemberg und Schlesien je 3, aus Westfalen und Hessen je 2, aus Rheinpreußen 1 Familie, 2 Familien waren unbekannter Herkunft. Schon in der Liste von 1884 hatte sich die Zusammensetzung der Einwohner verschoben. Von den nun 49 angesiedelten Familien waren: aus Bayern 23, aus Pommern 9, aus Österreich 5, aus Sachsen blieben es 3, aus Württemberg, Westfalen, Schlesien und Rheinpreußen je 2, 1 Familie unbekannter Herkunft. 13 Familien aus der ersten Liste waren nicht mehr vorhanden, dafür waren 10 neue hinzugekommen.

Obwohl der Siedlerstand noch beträchtlich wechselte, nahm die Gründung und Entwicklung der Gemeinde ihren Fortgang. Aus der Gründungszeit sollen hier noch einige Briefe im Auszug wiedergegeben werden, da sie charakteristisch sind für jene Zeit. Ein Besucher aus Deutschland, der später selbst einige Zeit in Gnadenberg ansässig war, schrieb im Juli 1890: „ . . . Hier wohnen 69 Familien. Alle fühlen sich wohl und zufrieden und haben ihr Auskommen. Es sind Leute hingewandert, welche von dort aus Schulden bezahlt haben, die sie in der alten Heimat hatten. Freilich, die Siedler, welche zuerst hingezogen sind und Gnadenburg gegründet haben, hatten in der ersten Zeit einen schweren Stand; sie haben alles sehr teuer bezahlen müssen und sind oft betrogen worden, weil sie nicht russisch sprechen konnten. Sie haben daher große Opfer bringen müssen. Die jetzt nachziehen, haben es viel leichter . . . Die Deutschen werden in Kaukasien geehrt und von den russischen Behörden sehr freundlich und liebevoll behandelt; in jeder Weise werden sie unterstützt. Niemand wird seines Glaubens wegen verfolgt oder unterdrückt . . . Am Tage nach meiner Ankunft kam ein Hagelwetter über Gnadenburg, wie ein solches die ersten Kolonisten dort noch nicht erlebt hatten. Der Regen mit großem Hagel vermischt goß in Strömen herab. Innerhalb einer halben Stunde war alles überschwemmt. Die Weingärten waren gänzlich verhagelt. Auch die Frucht hatte schwer gelitten . . ." [18] Wie die Siedler sich in ihrer neuen Heimat einlebten, zeigen zwei andere Briefe von 1890. „Am 20. vorigen Monats erhielten wir durch den Herrn Pristaw [Bezirksamtmann] die Nachricht, daß der neue Gouverneur in Begleitung des Herrn General Panin und des Herrn Pristaw unsere Kolonie besichtigen werde, mit dem Befehl, alles Nötige in Ordnung zu bringen und drei Quartiere herzurichten, da die Herrschaften bei uns übernachten würden. Es wurde nun am Tage der Ankunft aus Kränzen und Girlanden eine schlichte Ehrenpforte errichtet und mit Fahnen in den Landesfarben geschmückt; auch vom Hause des Br. Stark, wo die Herren übernachten sollten, wehte eine russische Flagge. Um drei Uhr rief ein Hornsignal die jungen Leute zusammen, welche bis zur Grenze entgegenreiten sollten, und bald rief auch die Glocke die Gemeinde zur Begrüßung. Nachdem bei der Ankunft die übliche Begrüßung von Seiten der Gemeindeverwaltung vorüber war, begrüßte unsere Schuljugend, indem sie nach einer kurzen Ansprache durch eine Schülerin, Johanna Hassold, einen Kranz von Eichenlaub überreichen ließ und dann die russische Nationalhymne in der Landessprache anstimmte. Sämtliche Kinder trugen Schärpen in den Landesfarben blau-rot-weiß. Der Gouverneur war sichtlich überrascht und dankte mehrmals und übergab dann dem Lehrer fünf Rbl. zum Ankauf von Konfekt, wie er sagte, für seine Sänger. Danach erkundigte er sich bei den anwesenden Gemeindegliedern eingehend über den Stand der Kolonie, die Ernte und die sonstigen Wünsche der Gemeinde. Nachdem wurde die Kolonie besichtigt, der Bau des

[18] Im Andenken an dieses verheerende Hagelwetter wurde alljährlich am 30. April (a. St.) ein Hagelfeiertag begangen.

neuen Schulhauses, Betsaales, die Käserei, der Weingarten, das alte Schullokal usw. Ist es nun an sich schon eine Ehre für die Deutschen, daß ein so hoher Beamter anstatt in der nahen Stadt Mosdok in einem deutschen Dorf, das erst einige Jahre existiert, übernachtet, so ist es der Ausspruch der Befriedigung (sowohl jetzt als auch später, wie wir erfuhren) gewiß nicht minder. Das zeugt nicht von Unterdrückung, sondern von Bevorzugung der Deutschen. Auch die Aufnahme in den russischen Untertanenverband geht sehr langsam vonstatten, und von Zwang ist keine Rede. Die umwohnenden Russen sind ebenfalls freundlich gegen uns und jetzt besonders die aus Pawlodolskaja. Dort kam nämlich am 26. vorigen Monats Feuer auf, welches etwa um 10 Uhr früh, mitten im Ort anfangend, bei stürmischem Ostwind und bei der Nahrung, die es an den trockenen Holzhäusern, Schuppen und Zäunen fand, so rasend um sich griff, daß in Zeit von ein paar Stunden 240 Gehöfte mit etwa 1000 Gebäuden in hellen Flammen standen. Auch wir eilten, als wir die Gefahr sahen, so schnell als möglich zu Hilfe und bekamen die Aufgabe, mit unserer Löschmaschine, erst angeschafft, die Kirche zu schützen, was uns mit Gottes Hilfe auch gelang, obwohl die daneben stehenden Bäume mehrmals Feuer fingen und rundherum alle Häuser total niederbrannten. Dafür ist nun aber auch nicht nur ganz Pawlodolsk, sondern auch Mosdok des Lobes über die Deutschen voll, und man konnte oft hören: „Habt Dank, ihr habt unsere Kirche gerettet!" Zimmermeister Friedrich Präg schrieb am 17. Juni 1890: „Auch möchte ich Ihnen berichten, daß mit den Bergvölkern jetzt besser zu verkehren ist. Ich für meine Person muß sie loben. Ich habe vor 14 Tagen 3 Pumpen gemacht auf die Steppe nach Akloff, ohne Contrakt; ich bekam immer das Geld, noch ehe eine fertig war; es hieß den ganzen Tag: Molodez! (Lob). Sie schlachteten 5 Schafe und gaben ein Brunnenfest für ca. 200 Mann. Sie haben ja nichts solches gesehen. Ich sollte gleich wieder 4 Stück machen, mußte sie aber wegen unseres Schul- und Kirchen-(Betsaal)Baues auf den Herbst vertrösten. Sie wollen mich in die Tereksche Gouvernementszeitung setzen lassen. Sie sagen, ich sei ihr „Konak" (Freund). Der Fürst Akloff ist ein sehr gebildeter Mann, er macht selbst den Dolmetscher vom Russischen ins Tscherkessische. Die Furcht vor den Bergvölkern braucht niemand am Auszug zu hindern. Unter ihnen herrscht Friede und Einigkeit, der Fürst befiehlt, die andern gehorchen, leben sehr einfach nach ihrer Art, haben große Herden Vieh, Pferde, Ochsen, Büffel, Kühe, Schafe, immer 1000 Stück jede Herde, und das wird alles an den Brunnen getränkt."

Die weitere Entwicklung der Kolonie

Um 1890 war die Ansiedlung in Gnadenburg im ganzen abgeschlossen. Cloeters Wunsch und Vorstellung war es gewesen, daß sich nach dem Beispiel Gnadenburgs immer weitere Kolonien bilden würden, um die schon erwähnte Pilgerstraße nach Asien zu vervollständigen. Doch das geschah in weit geringerem Maße, als wie er es sich vorgestellt hatte. Außer den bereits weiter oben aufgeführten Kolonien entstanden keine weiteren mehr. Das hatte in der damaligen politischen Lage seinen Grund. 1890 entstand durch den Abgang Bismarcks in der europäischen Politik eine völlig neue Situation. Nach der Entlassung Bismarcks durch Wilhelm II. erneuerte sein Nachfolger Caprivi den sogenannten Rückversicherungsvertrag, in dem sich Rußland und Deutschland zu wohlwollender Neutralität verpflichtet hatten, nicht. Das führte zur russisch-französischen Annäherung. Der russische Zar Alexander III. war nie ein großer Freund der Deutschen gewesen. Die deutschen Siedler in Rußland bekamen das bald zu spüren. Der Auswandererstrom nach Rußland versiegte.

Der Einwohnerstand von Gnadenburg, der bisher noch stark gewechselt hatte, festigte sich nun. Wenn man die Einwohnerlisten von 1884 und 1896 vergleicht, so waren es statt 49 nun 85 Familienvorstände. Von den 49 waren 25 abgegangen. Ein Teil war nach Deutschland zurückgekehrt, ein anderer hatte neue Kolonien gegründet. 61 Familien waren neu hinzugekommen (einige durch Gründung neuer Hausstände durch Söhne). Diese waren in immer neuen Gruppen aus Deutschland zugezogen. Noch 1903 kam ein letzter Siedler direkt aus Deutschland (Gaab). Man kann daraus ersehen, wie groß der Einfluß Cloeters und seines Brüderboten war. Wieder waren sie aus allen Teilen Deutschlands gekommen. Von den nun 85 vorhandenen Familien, die man als Stammsiedler bezeichnen kann, waren jetzt: aus Bayern 31, aus Pommern 13, aus Württemberg 12, aus Rheinpreußen 9, aus Schlesien 7, aus Westfalen 4, aus der Steiermark in Österreich 3, aus Sachsen 2, von der Wolga ebenfalls 2, aus Hessen 1 und aus der Schweiz 1 Familie.

Ungeachtet dessen, daß die Siedler unverrückbar von der Richtigkeit des Auszugs überzeugt waren und streng auf die Durchführung der Gemeindestatuten achteten, gingen sie doch bald von der Euphorie der Gründungszeit, die immer wieder aus Briefen in die Heimat spricht, zur harten Wirklichkeit des Kolonistendaseins über. Die Anfangsschwierigkeiten waren erheblich, die größte, wie bei allen Siedlern, war die Unkenntnis der Sprache, des Landes und ihrer Bewohner. Neue Methoden des Acker- und Weinbaus mußten gefunden werden, um Mißernten zu vermeiden. Natürlich hatten auch viele mit dem Heimweh zu kämpfen (besonders stark die Steiermärker), und die verschiedenen landsmannschaftlichen Stämme mußten zueinander finden. Eine der größten Schwierigkeiten waren die umliegenden Völkerschaften des Kaukasus, besonders die räuberischen Inguschen. Fleiß und Zähigkeit und das Bewußtsein, zusammen auf vorderstem Posten zu stehen, half über vieles hinweg. Daß man auch mit Humor der Schwierigkeiten Herr zu werden vermochte, besonders in der Sprache, davon zeugten noch später eine Reihe von Anekdoten. Eine davon: Ein Kolonist wollte in Mosdok auf dem Wochenmarkt Essig kaufen. Er tupfte mit dem Finger in die Hand, leckte daran und schüttelte sich, als ob er etwas unsagbar Saures geschluckt hätte. Da der Russe durchaus nicht verstand, rief er im Unmut in echt schwäbischer Remstäler Mundart: „Kasch aber au gar nex verschtau, du Ochs, du!" — worauf der Russe erfreut feststellte: „Ach uksus, uksus, ponimaju (Essig, ich verstehe)!"

Durch Wegzug von Siedlern, mit denen es zu Auseinandersetzungen gekommen war, auch in Glaubenssachen, konsolidierte sich die Gemeinde weiter. Auch dieser einheitlichen sozialen und religiösen Struktur der Gemeinde ist es zuzuschreiben, daß sich Gnadenburg bald zu einer blühenden Musterkolonie entwickelte, die immer wieder Beamten des Staates vorgeführt wurde. 20 Jahre lang bis zum 1. Weltkrieg und nach der Revolution in der sogenannten NÖP-Zeit entwickelte sich die Gemeinde stetig weiter und nahm einen ungewöhnlichen wirtschaftlichen Aufschwung. Immer mehr Ländereien (utschastji), die in unmittelbarer Nähe lagen, wurden dazugekauft. Als gegen 1910 das Land rar wurde, gingen einige Familien nach auswärts und kauften in der Gegend nördlich Mineralnyje Wody Land an. Dort entstand durch den Emmauser Keinprecht die neue Siedlung *Wartburg*, die in kirchlichen Dingen eng mit Gnadenburg verbunden war. In der Folge siedelten sich hier auch einige Gnadenburger (Rohde, Hardt) und Pruggerhofer aus Sibirien (Tetzlaf, Landl) an. In einem allgemeinen Überblick soll nun die weitere Entwicklung der Gemeinde aufgezeigt werden.

Landwirtschaft und Ackerbau. Vom Landankauf war schon die Rede. Land war die Grundlage für die Kolonisten. Der Boden war gut, an manchen Stellen eine bis zu

einem halben Meter tiefe schwarze Humusschicht. Doch gab es anfänglich immer wieder Mißernten, bis man sich vom Sommerweizen auf Winterweizen umgestellt hatte. Vor allem aber brachte ein Gnadenburger vom nahen Romanowka eine neue Sorte Weizen mit, die Banatka. Diese erwies sich als außerordentlich widerstandsfähig gegen die Mitte Mai einsetzende große Hitze und Dürre. Weizen säte man nur auf Schwarzbrache, die den Sommer über immer wieder vom Unkraut gereinigt und aufgelockert wurde, damit die Feuchtigkeit erhalten blieb. Die neue Sorte wuchs nach der Winterruhe gleich im Frühjahr kräftig heran, so daß die dann einsetzende Dürre ihr nur noch wenig anhaben konnte. Es gab Ernten von 100 Pud und mehr (1 Pud ca. 16 kg) pro Desj. Hungersnöte hat Gnadenburg nie wirklich erlebt, auch nicht in den furchtbaren Hungerjahren 1921 und 1933. Die Bauern sorgten immer, daß genügend Vorrat da war, so kam man über die Zeit der Not und konnte noch den Hungernden und Brotsuchenden von der Wolga Hilfe gewähren. Ganze Familien wurden damals aufgenommen und verpflegt. Von diesen siedelten sich einige dann in Gnadenburg an.

Angebaut wurden (in Klammern dahinter die in einer Familie angebaute Menge in Desj.): Weizen (bis 10), Gerste (ebenso bis 10), Hafer (5–7), Hirse (2–3), Hirsegras als Futtergras (5–6), später immer mehr Mais, der reiterhoch werden und bis 3 Kolben ansetzen konnte (5–7), Sonnenblumen (5–7). Außerdem gab es noch in geringerer Menge Zuckerrohr und Besenstroh (für Sorghobesen).

Beim Anbau solch großer Flächen mußte man schon bald von der aus der Heimat überkommenen mehr oder weniger gemächlichen Arbeitsweise zu einer intensiven Bearbeitung durch Maschinen übergehen. Schon nach 1908 ließen sich die Kolonisten aus Amerika Bind- und Flügelmaschinen kommen. Die Aussaat besorgte man mit der Drillsämaschine. Gedroschen wurde nur noch mit der Dampfdreschmaschine (Lokomobile), während man anfänglich noch mit dem Dreschstein über die Tenne gefahren war. Vom Dreschen auf der Dreschtenne hinter jedem Hof ging man zuletzt zum Drusch auf dem Feld über. So ersparte man sich viel Arbeit. Die Kolonisten waren überhaupt sehr aufgeschlossen für Modernisierung. Innerhalb einer Generation konnte man sich einige Male in der Bearbeitung des Landes umstellen. Nach 1925 gab es in der Kolonie schon eine Anzahl amerikanischer Traktoren.

Viehzucht. Als Zugtiere benutzte man nur ganz am Anfang noch Kühe, ging aber bald ganz auf Pferde über. Am geeignetsten erwies sich für den Kolonisten das englische Halb- und Vollblut, eine wesentlich leichtere Rasse als der schwere deutsche Warmblutackergaul. Man hatte auf die Felder bis 10 und mehr Kilometer zu überwinden. Da brauchte man flinke Pferde. Die Pferde waren der Stolz des Bauern. Manch einer, wenn er in die Ortschaft einfuhr, gab den Pferden heimlich die Peitsche und zügelte sie dann, um zu zeigen, welch feurige Tiere er hatte. Ein Bauer hatte 4, 5, auch 6 und mehr Pferde. Für die Reinhaltung der Rasse hielt man Zuchthengste, anfänglich im Privatbesitz, später in der Gemeinde. Den Nachwuchs züchtete man selbst.

Als Milchvieh war auch hier die deutsche Rote Kuh die einzige Rasse, die man hielt. Nur hatte man Kühe mehr für den Eigenbedarf an Milch und Butter, weniger für den Markt. 1887 richtete ein Siedler aus der Schweiz eine Gemeinschaftskäserei ein, in der Schweizer Käse hergestellt wurde. In der Kolchoszeit wurde die Viehzucht außerordentlich intensiv betrieben, als sämtliches Vieh in Gemeinschaftsställen untergebracht war und die Fütterung auf wissenschaftliche Basis gestellt wurde. Es gab Fälle, daß man von einer Kuh 40 l Milch am Tage molk und mehr. Mit den Zuchtbullen war es ähnlich wie mit den Zuchthengsten. Das Vieh wurde im Sommer auf die Weide getrieben und

für diesen Zweck ein Hirte angestellt. Schafe hielten sich die Kolonisten nur für den Eigenbedarf.

Bei der Weinlese. Im Hintergrund das Ossetinerdorf Nowo-Nikolajewskoje

Weinbau. Als Haupteinnahmequelle sollte sich in der Folge der Weinbau erweisen. Dieser begründete den Wohlstand der Kolonie. Anfänglich nach der Gründung waren die vorhandenen Rebstöcke eine völlig unrentable Sache, bis sie auf die Siedler verteilt wurden und man durch die über Tempelhof und Orbeljanowka gekommenen württembergischen Familien im Weinbau unterwiesen wurde. Die Anbaufläche vergrößerte sich immer mehr, bis die Gemeinde an die 200 Desj. Weingarten besaß. In einem guten Weinjahr konnte man pro Desj. 2 500 l und mehr ernten. Immer mehr beschränkte man sich in der Folge auf die ergiebigeren und qualitativ besseren Sorten Silvaner und Gutedel. Angelegt wurden die Rebstöcke an Pfählen, je Quadratsashen (etwa 4 qm) ein Stock, so daß man bequem mit dem Kratzpflug durch die auf ebener Erde angelegten Reihen fahren konnte; von Hand wurde dann nur noch um die Stöcke herum gehackt.

Der Wein erforderte sehr viel Pflege. Es mußte 4–5 mal gehackt, ebensooft auch gespritzt werden. Mit der Spritzung begann man erst Anfang der 20er Jahre (Kupfervitriol und Schwefel gegen Perenospora und Mehltau), noch später mit der Reblausbekämpfung durch Veredelung auf amerikanische Wurzelunterlage. Früher kannte man diese Krankheiten gar nicht.

Schon Anfang September begann die Weinernte und dauerte 4, mitunter gar 5 Wochen. Sie lockte ganze Scharen von Tagelöhnern an. Allein konnte man diese Arbeit nie bewältigen. Jeder brachte den Wein selbst ein, pflegte auch seine Gefäße selbst. Von der Pflege der Fässer hing die Güte des Weines in großem Maße ab. Hätte sich die Gemeinde entschlossen, eine Winzergenossenschaft zu gründen, sie hätte im Weinbau noch mehr Erfolg gehabt. Der Wein der Kolonie war aber überall beliebt, nie hatte man Absatzschwierigkeiten. Oft kamen hohe Beamte und holten sich ein Fäßchen von dem guten Kolonistenwein, der manchmal trotz seines hohen Alkoholgehaltes noch lieblich und süß mundete, ohne daß je Zucker beigemischt wurde. Die größten Abnehmer waren die Kosaken von der Staniza Pawlodolskaja überm Terek. Oft hieß es bei

Beim Keltern

diesen (in ihrer etwas kazapisch klingenden Mundart): Paidjom wu kolonok wjano pitj (gehen wir in die Kolonie um ein Gläschen Wein)! Da es keine Gasthäuser gab, wurde der Wein in den Familien ausgeschenkt. Zu ihrem Quart (etwa 1 l) erhielten sie gewöhnlich als Zugabe ein schönes Stück Bauernbrot und Rauchfleisch gratis.

Handwerk und Gewerbe. Des Gründers Wunsch war es gewesen, daß sich in der Kolonie bald Handwerker und, wie er immer wieder forderte, auch Unternehmer ansiedeln möchten. Handwerker, wie sie in einer Kolonie für die Landwirtschaft benötigt werden, siedelten sich bald an: Schmiede, Schreiner, Schuhmacher, Schlosser u. a. Zur Ansiedlung von Unternehmern kam es jedoch nicht, bis sich in der Kolonie selbst Unternehmer fanden. Die Familie Singer aus Heimsheim/Korb erwarb das vorhandene Fabrikgebäude und baute es zu einer Walzenmühle um. Aus weiter Umgebung kamen die umliegenden Völker und ließen sich ihren Weizen zu hochwertigem Mehl mahlen. Bei der Mühle war auch eine Zuckerrohrpresse eingerichtet, in der aus dem Zuckerrohr Saft gequetscht wurde zur Herstellung von Zuckerrohrsirup. Nach dem 1. Weltkrieg erstellten sie auch eine moderne Ölmühle. Einer der Brüder Singer hatte außerdem eine mechanisierte Wagnerei, in der die bekannten Kolonistenwagen hergestellt wurden. Am Steilhang des Terektals gab es guten Ton, hier entstanden eine ganze Reihe Ziegeleien. Dieses Unternehmertum, auch der im Ansatz vorhandene Handel, hätte sich sicher mit Erfolg weiterentwickelt, wenn es durch die Ereignisse nach 1918 nicht daran gehindert worden wäre.

Kirche und Schule. Kirche und Schule waren nicht nur in der Mitte des Dorfes gebaut, sie waren auch echtes Gemeindezentrum. Nach der Gründung wurde der Gottesdienst und der Schulunterricht in einem Lokal auf dem Gelände der Fabrik abgehalten. Bald erwies sich dieses als ungeeignet. Nach einem Aufruf Cloeters kamen auch aus dem Mutterland ansehnliche Spenden für den Kirchenbau zusammen, und 1892 entstand dann die zwar schlichte, doch schöne und stilvolle Gnadenburger Kirche, einige Jahre später der gesondert stehende Glockenturm mit zwei Glocken und schlagender Turmuhr. Gleich hinter der Kirche wurde ein schönes geräumiges Schulgebäude mit Lehrerwohnungen errichtet; ein Haus weiter auf dem Pfarrteil, angekauft von Cloeter, das schöne Pfarrhaus und die Kinderschule (Kindergarten), beide aus gebrannten Ziegelsteinen. Gegenüber der Kirche stand das Mesnerhaus mit der Gemeindekanzlei. Bald

entwickelte sich ein reges Gemeindeleben. Außer dem streng nach den Statuten geforderten Gottesdienst am Sonntagvormittag und der Christenlehre für die Jugend am Nachmittag fanden Dienstag abends jeder Woche die Bibelstunden für die Auslegung und Besprechung des prof. Bibelworts statt. Auch der Konfirmandenunterricht war ganz auf dieses ausgerichtet. Hier versammelte sich auch die Jugend im Jünglings- und Jungfrauenverein zur Weiterbildung. Ein gemischter Chor und ein Männerchor entstanden, ein anspruchsvolles Blasorchester, später sogar ein Streichorchester.

Die Kirche; rechts das Haus des Kolonisten Chr. Schülein; hinter der Kirche das alte Schulhaus; im Hintergrund der Steilhang des Terektals, der Berg, mit der auf S. 294 angeführten Abgrabung zum Schutz gegen Raubüberfälle.

Der Schulbetrieb war schon im Herbst des Gründungsjahres aufgenommen worden, und zwar in deutscher Sprache mit russischem Sprachunterricht. Tüchtige Lehrer fanden sich bald. Cloeter hatte es für sehr wichtig gehalten, daß die Kinder eine gute Schulbildung bekommen. Immer wieder sprach er von heruntergekommenen Deutschen in Rußland, die kaum ihren Namen schreiben könnten. Sein Wunsch, auch der Wunsch russischer Behörden, war es gewesen, daß in Gnadenburg eine höhere Schule gegründet werden sollte wie in Wohldemfürst am Kuban, das Cloeter auch besucht hatte. Warum es nicht dazu kam, war vielleicht in der bäuerlich-konservativen Überzeugung begründet, daß Bildung dem Glauben abspenstig mache. Eine höhere Schule war mit dem bodenständigen Kolonistentum nicht zu vereinbaren. Außerdem wurden die Kinder in der Wirtschaft gebraucht. Es gab auch kaum junge Leute, die aus dem bäuerlichen Betrieb der Eltern fortstrebten. 1936 entstand dann eine höhere Schule, die auch fleißig besucht wurde.

Die Verbindung mit der alten Heimat war sehr rege und riß eigentlich nie ab, erst nach den Schreckensjahren 1937 und 1938. Briefe gingen hin und her. Hin und wieder besuchte man auch die Verwandten in Deutschland und erhielt Besuche von dort. Die langjährige Hebamme des Dorfes [Schmidt] erhielt ihre Ausbildung in Stuttgart. Außer dem Brüderboten wurden auch deutsche Zeitungen gelesen, so in späteren Jahren das Berliner Tageblatt, die Kölnische Illustrierte u. a. Bücher, auch Liederbücher, geistliche und andere, schickten die Verwandten aus Deutschland zu. Stahlwaren und Bestecke ließ man ebenfalls aus Deutschland kommen.

Eine Gegebenheit besonderer Art war *das Zusammenleben der verschiedenen landsmannschaftlichen Stämme*. Jeder Stamm hatte seine Eigenheit. Die Bayern, am stärksten vertreten, waren das religiös und gesellschaftlich bestimmende Element in der Gemeinde, reiche, besitztumsstolze Bauern. Die württembergischen Familien stellten

den unternehmerischen, auch kaufmännischen, „schäffigen" Teil der Kolonie. Unter Pommern, Westfalen und Rheinpreußen gab es sehr gemütvolle Leute, sie stellten die meisten Handwerker, auch Händler. Doch das war nur nebenher. Im übrigen waren sie alle echte, bodenständige Bauern. Trotz dieser Verschiedenheiten gab es nie direkte Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen. Dazu waren der äußere Zwang zusammenzuhalten und auch das religiöse Ausgerichtetsein in der Gemeinde zu stark. Fast als ein Phänomen sind die Mundarten zu bezeichnen. In jeder Familie wurde die heimische Mundart gepflegt, bei manchen aus stolzem Stammesbewußtsein, bei anderen aus Tradition. Bei Zusammenkünften sprach man in der älteren Generation noch eigenwillig-stolz seine Mundart. In der zweiten und dritten Generation bildete sich auf interessante Weise eine ganz merkwürdige mitteldeutsche Mundart heraus, die der hessischen am meisten ähnelte. Vielleicht hat hierzu auch die wolgadeutsche Mundart ihren Teil beigetragen. Doch war es durchaus kein wolgadeutsches Idiom. Erst als ich die deutschen Mundarten bei den Soldaten der Wehrmacht näher kennen lernte, konnte ich feststellen, daß die Gnadenburger in ihrer Sprache eine schöne deutsche Stammessynthese fertiggebracht hatten.

Verwaltung der Gemeinde. Verwaltet wurde die Gemeinde von einem Ortsvorsteher mit zwei Gehilfen, zwei Richtern und dem Kassier. Diese Personen mußten laut Erlaß alle drei Jahre neu gewählt werden. Über sie war auch die Gemeinde den Behörden der Regierung gegenüber verantwortlich und wurde durch sie bei Regierungsstellen vertreten. Gewöhnliche Angelegenheiten und strafbare Handlungen wurden vom Ortsgericht abgeurteilt. Genügte jemand dies Urteil nicht, so ging er zum Friedensgericht oder weiter zum Kreisgericht. Für leichtere Delikte gab es bei der Gemeindekanzlei sogar ein kleines Gefängnis. Am 2. Juli 1888 erhielt die Gemeinde auch durch allerhöchsten Befehl die Bestätigung ihrer früher zugesicherten Privilegien: Steuerfreiheit auf 5 Jahre und Militärfreiheit bis 1892, mit der Verpflichtung, in den russischen Untertanenverband einzutreten. Die Ausdehnung dieser Privilegien auf die Tochterkolonien konnte jedoch nicht mehr erreicht werden.

Die Bergvölker des Kaukasus. Einer der 92 Paragraphen der Gemeindestatuten handelte von der Reinerhaltung der Gemeinde. Wer einen Russen oder eine Russin heiratete, mußte die Gemeinde verlassen. Das taten die Kolonisten auch nicht, ohne daß man sie irgendwie dazu gezwungen hätte. Der Kaukasus ist sehr völkerreich. Bei einer Volkszählung in der nahe gelegenen Stadt Mosdok wurden 81 verschiedene Völkerschaften gezählt. So lagen östlich von Gnadenburg ein Ossetinerdorf, ein Ukrainer- und ein Kumykendorf. In südlicher Richtung waren Kabardiner- und Inguschen-A'ulen (= Dörfer), nach Westen lag auf der Anhöhe ein Bulgarendorf, noch weiter westlich wieder ein Kabardinera'ul, überm Terek wohnten Kosaken. Die Deutschen, die aus einem einheitlichen Staat gekommen waren, mußten sich wie auf einer Insel vorkommen. Schon aus diesem Grund mieden sie Mischheiraten. Sonst aber lebten sie mit den sie umgebenden Völkern in bestem Einvernehmen.

Nur mit den Inguschen, einem räuberischen Volkstamm südlich im Gebirge, mußten sie traurige Erfahrungen machen. Schon Cloeter waren die kaukasischen Völker auf seiner Kundschaftsreise in den Kaukasus aufgefallen: „Diese Leute sind fortwährend scharf bewaffnet mit Dolchen und Patronen auf der Brust, als wenn sie sich beständig ihrer Haut wehren müßten oder auf Raub ausgehen wollten." Raub und Nichtstun war die Lieblingsbeschäftigung der Inguschen, besonders Pferderaub war eine Ehrensache der Männer. War ein Kolonist je einmal allein auf dem Feld und gar noch rings

von hohen Maisfeldern umgeben, so konnte er sicher sein, daß er bei Einbruch der Dunkelheit überfallen und ihm die Pferde geraubt wurden. Auch die Regierung konnte der Inguschen nicht Herr werden. Deshalb griffen die Kolonisten zum Selbstschutz. Ohne Waffen fuhr niemand mehr aufs Feld. Oft kam es zu Schießereien, bei denen es auch Tote gab. 7 Kolonisten mußten so im Laufe der Jahre ihr Leben lassen, manchmal auf grausame Weise. Einmal sprang ein Inguschenräuber einem Kolonisten von hinten auf den Wagen, schnitt ihm die Kehle durch, um dann mit Pferd und Wagen dem Gebirge zuzurasen. Täglich fuhr ein Streifenwagen der Kolonisten mit 6 bewaffneten Männern übers Feld, um besonders einzeln auf dem Feld Arbeitende zu beschützen. Manchmal brachen sie auch nachts in die Ställe ein, und am nächsten Morgen stand man vor dem leeren Stall, mitten in der Ernte war man ohne Pferde. Man stellte deshalb auch nachts Wachen auf und versah die Stalltüren mit Stahlstangenschlössern, die von innen zugeschraubt wurden. Jede Familie mußte einmal in der Woche Wache halten.

Schon früher hatten die Emmauser und Elisabettaler wegen der häufigen Überfälle ihre Siedlungen verlassen. Auch Hoffnungsfeld, die Nachfolgesiedlung von Elisabettal wurde 1918 von den Inguschen überfallen und zerstört. Am schlimmsten war es in der Revolutionszeit 1917 und 1918. In Gnadenburg hatte man das Dorf zu einer Art Wehrsiedlung umgebaut: im Norden war der reißende Fluß Terek, im Westen Wald und Sumpfgelände, mit Gräben durchzogen; im Süden grub man den Hang des Terektals an der Oberkante noch steiler ab, sodaß man nur von Osten in die Kolonie hereinfahren konnte. Hier brachte man einen starken Pallisadenzaun verflochten mit Dornen an und versah das Ganze mit einem Tor, das nachts verschlossen wurde. Trotzdem wurde auch Gnadenburg im März 1918 überfallen. Auf das mit den Kosaken vereinbarte Sturmgeläute eilten diese den Kolonisten zu Hilfe. Nach stundenlanger Schießerei wurden die Inguschen verjagt, kamen aber in der nächsten Nacht wieder. Dabei wurde auch ein Kolonist ermordert [19]. Drei Wochen lang fanden dann die Bewohner Zuflucht bei den Kosaken, kehrten jedoch wieder zurück. Noch bis 1936 gab es auf dem Feld Überfälle. Die Sowjetregierung wurde der Inguschen dann doch durch drakonische Maßnahmen Herr.

Weltkrieg und Revolutionszeit. Der erste Weltkrieg ließ Gnadenburg unberührt, nur daß einige Kolonisten als russische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten und als Kriegsgefangene zu ihren Verwandten in Mittelfranken kamen. Die Revolutionsjahre waren schlimm. Außer dem schon erwähnten Überfall durch die Inguschen wurde die Siedlung immer wieder durch verschiedene sich gegenseitig ablösende und bekämpfende Banden überfallen. Jede verlangte Kontributionen: Pferde, Getreide und andere Abgaben. Weigerten sich die Kolonisten, so wurde der Vorsteher als Geisel verhaftet und mit dem Tode bedroht. Einmal stand einer schon auf der Leiter zum Galgen und wurde nur durch einen Zufall gerettet. Aber die Eintreiber erreichten fast immer ihr Ziel. Auch hier gab es wieder Tote zu beklagen.

Nach 1922/23 fing das Leben auch im Kaukasus wieder an sich zu normalisieren, nun schon unter der Sowjetregierung. In der sogenannten NÖP-Zeit nahm die wirtschaftliche Entwicklung wieder ihren Fortgang, bis 1928/29 die Bedrückung, verbunden mit der Zwangskollektivierung, einsetzte. Auf einer Gemeindeversammlung wurde beschlossen, daß man geschlossen in den Kolchos eintritt. Diese Geschlossenheit und der Zusammenhalt in der Gemeinde hatten sich schon früher oft unter Beweis gestellt. Waren einem Kolonisten die Pferde geraubt worden, so wurde am Sonntag im Gottes-

[19] Vater des Verfassers.

dienst bekanntgegeben, wer etwas spenden wolle, könne das am nächsten Tag tun, damit der Bestohlene wieder zu Pferden käme. Wenn dann den Tag darauf ein Wagen durchs Dorf fuhr, gab jeder, was er konnte: dieser Weizen, ein anderer Gerste, Mais oder auch Geld, und dem Gemeindemitglied war wieder auf die Beine geholfen. Bei den hohen Abgabenormen an Getreide 1928 konnten ärmere Gemeindemitglieder den mit hohen Normen belegten Reicheren mit Getreidespenden unter die Arme greifen, so daß diese dem Schicksal der Verhaftung und Verbannung entgingen.

So hat sich das eigenständige Leben der Gemeinde bis etwa 1934 erhalten, dann wurde es immer schwieriger. 1933 starb der langjährige Prediger der Gemeinde. Gnadenburg wurde noch einige Zeit von einem Pastor der lutherischen Kirche betreut und schloß sich so ganz an die lutherische Kirche Rußlands an. Aber schon nach einem Jahr wurde dieser Pastor, Probst Jürgens von Pjatigorsk, verhaftet. Kurze Zeit noch gab es Vorlesegottesdienste, bis auch diese gefährlich wurden und aufhörten. Von 1925 an gab es in der Schule keinen Religionsunterricht mehr. Er wurde in den Betsaal der Kinderschule verlegt und fand in der Frühe vor dem Schulunterricht statt. 1928 konnte das letztemal konfirmiert werden. Trauungen, Taufen und andere kirchliche Handlungen gab es bis 1935, dann mußten die Kolonisten zu Trauungen entweder nach Ordshonikidse oder in den Transkaukasus fahren; getauft wurde in der Familie. In den weitaus meisten Familien wurden die Kinder auch weiter treu der Gnadenburger Tradition erzogen, soweit und solange sich dies machen ließ, und angehalten, ihrem Glauben treu zu bleiben. 1936 wurde die Kirche zu einem Schulhaus umgebaut, in dem dann die höhere Schule Platz fand. Der Glockenturm blieb stehen, auch die Turmuhr schlug noch weiter die Stunden. Das Glockenläuten wurde eingestellt [20].

Gemeindewaage

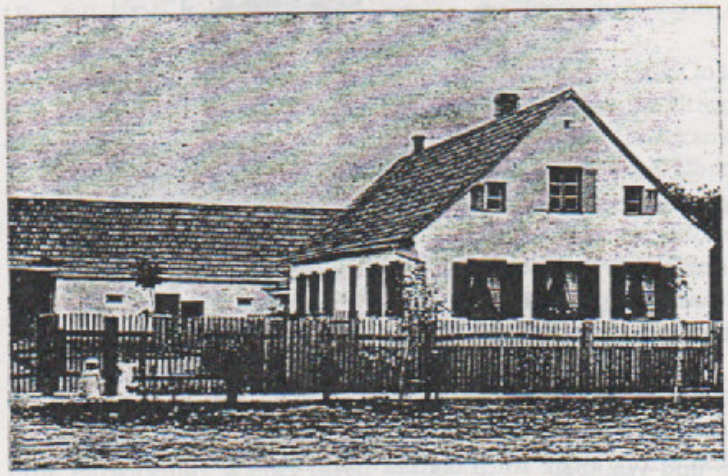
Die wirtschaftliche Entwicklung setzte sich auch im Kolchos noch fort. Die Kolonisten waren hartes Arbeiten gewohnt, auch klappte es mit der Organisation und der Einteilung der Arbeit, so daß der Kolchos, genannt „Karl Marx", sich bald zu einem Millionärkolchos aufschwang. Immer wieder wurde er hohen Beamten als Musterkolchos vorgeführt.

Eine Reihe Kolchosmitglieder erhielten auf landwirtschaftlichen Ausstellungen Prämien in der Viehzucht, im Acker- und Weinbau. Auch die Einwohnerzahl stieg weiter an. Deutsche von der Wolga, aus der Ukraine, aus Sibirien und Wolhynien, auch einige russische Familien siedelten sich an. Ab 1936 gab es Heiraten mit Russinnen. Da es an

[20] Auch heute noch, nachdem die Gemeinde nicht mehr existiert, halten gewesene Gnadenburger an ihrem Glauben fest, und zwar, daß sie nun, in der neuen Heimat (Kasachstan), dem Bergungsort (S. 276) näher seien als im gewesenen Gnadenburg. Aus Briefen nach Deutschland.

Hofplätzen mangelte, wurde in den Weingärten im Tal eine neue Straße angelegt (siehe auch Ortsplan). Vor der Auflösung hatte die Kolonie etwa 800, mit den Beamten des Rayons an die 900 Einwohner, beim Eintritt in den Kolchos waren es noch 630.
1937 und 1938 setzten dann die Schreckensjahre ein. Verhaftungen über Verhaftungen gab es, ohne jeden ersichtlichen Grund. Viele Männer, auch Frauen, sind auf diese Weise verhaftet worden (gegen 90) und in der Versenkung verschwunden. Nur ganz wenige sind wieder freigelassen worden. Als Hitler 1941 Rußland überfiel, wurden beim Heranrücken der Front die Männer zu Schanzarbeiten eingezogen, die Frauen und Kinder nach Zentralasien abtransportiert. Die Männer gerieten beim Schanzen in deutsche Kriegsgefangenschaft. Ein Teil kehrte noch einmal für kurze Zeit in die Heimat am Terek zurück. Doch die Hoffnung, die Heimat noch einmal aufbauen zu können, zerschlug sich endgültig mit der Evakuierung durch die deutsche Wehrmacht am 1. 1. 1943.
Die den Krieg überlebten, kamen nach 1945 zum größten Teil in die Bundesrepublik. Hier in der Heimat ihrer Großeltern konnten sie sich von neuem eine Existenz gründen und wieder eine Heimat finden, eine größere Gruppe in Korntal bei Stuttgart. So fand ein blühendes Gemeinwesen im Strudel der Ereignisse und des Schicksals sein Ende. Jedoch — wenn sich auch die Vorstellungen ihrer Gründer nicht verwirklichten — ihre kolonisatorischen und organisatorischen Leistungen, ihr zäher Aufbauwille und ihr Kolonistenfleiß und ihr starker, sich über alles hinwegsetzender Glaube dürfen nicht vergessen sein. Auch das soll eine Aufgabe dieses Berichtes sein.
Um das Bild meiner Heimatgemeinde abzurunden, folgt noch eine kurze Beschreibung des Dorfes und seiner Umgebung, wie es sich in meiner Jugendzeit darstellte.

Gnadenburg und seine Umgebung. Gnadenburg hatte eine sehr schöne Lage. Im Tal des Terek gelegen, lehnte es sich auf der einen Seite an diesen immer lebendigen und reißenden Gebirgsfluß, auf der anderen Seite an den ca. 70 m hohen Steilhang des Terektals, genannt Berg, an. Von diesem Berg aus hatte man eine herrliche Sicht auf die



Haus des Kolonisten Friedrich Schülein. Mittelfränkischer Stil

sauber angelegte Kolonie. Oft sind wir als Kinder oder auf Schulausflügen auf den Berg gestiegen und haben Lieder ins Tal gesungen und genossen den Blick auf die Kolonie unter uns mit ihren Häusern, Höfen und Gärten, auf das weite Tal des Terek, auf die Kosakenstaniza am andern Ufer, auf den am Horizont hingleitenden Zug der Rostow-Baku-Linie und die unendlich sich ausdehnende Kaspisteppe nördlich des Terek.

Der inneren Geschlossenheit entsprach das äußere Bild der Dorfanlage. Das Terektal hatte vom Fluß bis zum Berghang eine Breite von etwa 500 m. Schon deshalb konnte man das Dorf nicht in solch geräumiger Breite anlegen, wie das bei Kolonistendörfern sonst üblich war. Auch die Höfe waren nicht sehr breit. Ein ganzer Teil hatte eine Breite von 38, ein halber nur eine Breite von 19 m. Die Dorfstraße zog sich von Westen nach Osten dem Fluß entlang. Die sauberen, behäbigen Häuser waren durchweg in mittelfränkischem Stil gebaut, wie man sie noch heute in der Hesselberggegend in Mittelfranken antrifft. In der Regel standen sie mit dem Giebel zur Straße, seltener mit der Breitseite. Sie waren aus Lehmziegeln, manchmal auch aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die Fundamente immer aus Ziegelsteinen. Die Dächer waren mit roten Dachziegeln gedeckt. Nach dem Wohnhaus folgten die Stallungen, die quergestellte Scheune, dahinter Holzschuppen, Dunghaufen und Spreubuden, Gemüsegärten, Dreschtennen und Kartoffeläcker. Mitten auf dem Hof befand sich der Brunnen, jeder Hof hatte seinen eigenen Brunnen.

Dorfstraße vom Unterdorf her gesehen. Links die Kirche. Gnadenburger auf dem Heimweg vom Gottesdienst. Gegenüber der Kirche lag die Dorfkanzlei und das Mesnerhaus.

Auch die Dorfstraße war nicht so übermäßig breit, daß sie das Dorfbild zerteilt hätte. Auf beiden Seiten der Straße mächtige Baumreihen (Akazie oder Linde) und der Bürgersteig, der jeden Samstag sauber gefegt wurde. Von einem Ende des Dorfes zum andern konnte man im Schatten gehen oder auch auf den Bänkchen neben dem Hoftor am Sonntagnachmittag oder abends ein Schwätzchen halten. Vor jedem Haus waren eingezäunte Blumengärtchen, die die ganze Straße entlang durch gestrichene Staketenzäune mit roten Ziegelsteinpfeilern abgeschlossen waren. Das Dorf machte einen überaus freundlichen Eindruck, der jeden Besucher überraschte. Die Dorfstraße senkte sich gegen Osten, so daß man vom Unter- und Oberdorf sprach. Am westlichen erhöhten Dorfende stand die pavillonartige Musikkapelle mit Parkanlagen rundum für Musikliebhaber und Spaziergänger. Von hier tönten Sonntag nachmittags lustige Marschweisen, Volkslieder und Potpourris, auch anspruchsvollere Stücke das Dorf entlang. Die Gnadenburger waren große Musikliebhaber. In fast jedem Haus gab es ein Fußharmonium (später auch Klaviere), die man aus Deutschland kommen ließ. Wenn man sonn-

tags die Straße entlang ging, verschwammen die Töne des einen Hauses mit denen des anderen.

War die Jahreszeit nicht zu heiß, so fanden die Sonntagnachmittags-Gottesdienste im Wald statt mit Ansprachen des Pfarrers und der Gemeindeältesten unter Beteiligung aller Orchester und Chöre. Nach dem Gottesdienst spielte das Orchester noch lange für die Spaziergänger im Wald auf. Der Wald, vor allem im Frühjahr, war überhaupt ein Kleinod der Kolonie. Nie wieder habe ich solch reichen und vielfältigen Vogelsang und einen solchen Blumenreichtum wie im heimatlichen Wald angetroffen. Oft sind wir als Kinder durch den Wald gestrichen, haben Blumen gepflückt, sind auf die Bäume geklettert und haben Vogelnester geplündert, und kein Mensch wehrte uns das. Auch der reißende Fluß, der fortwährend sein Bett veränderte, zog uns mächtig an und bot Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Angeln oder auch zur Jagd auf die Frösche, die Abend für Abend ihr vielstimmiges Konzert hören ließen. Im Sommer trat der Fluß oft über die Ufer und wurde zum reißenden Strom, der Bäume und ganze Uferstücke mitriß, an anderen Stellen wieder Sandbänke anschwemmte. Samstag nachmittags nach der harten Arbeit der Woche ritt groß und klein die Pferde an den Terek zur Schwemme. Ein Schauspiel besonderer Art war es, wenn er bei großem Frost vereiste oder im Frühjahr das Eis aufbrach.

Am Dorfausgang im Osten erweiterte sich das Tal des Terek wieder. Dort war der größte Teil der Weingärten (diese mußten später einer neuen Dorfstraße Platz machen), die übrigen lagen auf der Höhe, dahinter die Kürbis- und Melonenfelder, streng bewacht vom Melonenwächter aus Pawlodolsk gegen Bubenstreiche und Diebe. Seine Hütte hatte er auf der Höhe eines Hügels aufgeschlagen. Über diese Hügel, aufgeschüttete Fürstengräber aus grauer Vorzeit, erzählte man uns die merkwürdigsten Dinge. Dann folgten die Felder, ausgebreitet bis zum Gebirge hin. Schon 12 km südlich von Gnadenburg erhob sich der erste Gebirgszug des Kaukasus, der uns unheimlich war wegen der wilden Inguschenräuber, uns aber auch wieder mächtig anzog mit seiner Schönheit und wilden Romantik.

In meiner Erinnerung sind besonders lebendig die Zeit der Traubenernte und auch die Maisernte. Zur Traubenlese wurden ganze Scharen Taglöhner, besonders Taglöhnerinnen eingestellt, die willig und gerne kamen. Hier brauchte niemand zu sagen: Singet au! damit sie weniger Trauben aßen, wie uns unsere Mutter vom Großvater aus dem Remstal erzählte. Jeder aß, soviel er wollte und soviel er konnte; und wer konnte widerstehen, wenn ein Stock voll goldgelber Trauben hing. Oft gab ein Stock drei, vier und mehr Eimer voll Trauben her. Eimer wurden geleert, Scherzreden flogen hin und her. Manchmal verschwand auch einer hinter einen schon abgeernteten Weinstock, weil er doch zu viel gegessen hatte. Wenn die Wagen dann abends mit hochgefüllten und vollgestampften Traubentonnen zum Dorf hereinfuhren, konnte man die Kosakinnen und Kosaken aus vollen Kehlen ihre zwei- und dreistimmigen russischen und ukrainischen Lieder schmettern hören: Rosprjagaitje chlopzi koni u. ä.. Ähnlich ging es bei der Maisernte zu. Da waren besonders die Abende eine fröhliche Angelegenheit, wenn die jungen Burschen und Mädchen aus der Nachbar- oder aus der Freundschaft einander halfen, die Maiskolben abzublatten. Fand einer einen roten Maiskolben, die es nur selten gab, durfte er seiner Nachbarin ein Küßchen stehlen, auch wenn er den roten Kolben immer wieder in der Tasche versteckte und von neuem hervorholte, sodaß es niemand bemerkte. Ganz selbstverständlich war, daß man dabei sang und sang, alle die Volkslieder, wie ich sie hier in Deutschland nicht wieder hörte.

Besondere Höhepunkte im Leben des Dorfes waren wie überall die Hochzeiten. Es waren wirkliche Hoch-zeiten. Da konnte der Bauer einmal zeigen, daß er nicht kleinlich zu sein brauchte, wenn er seine Tochter, und dazu gut, verheiratete. Auf ein paar Sack Mehl zu Kuchen und Gebäck, sowie auf einige geschlachtete Rinder kam es nicht an. Bis an die 100 Gäste wurden geladen. Das ganze Haus wurde ausgeräumt und Tisch- und Stuhlreihen aufgestellt. Gewöhnlich feierte man drei Tage: den Polterabend am Mittwoch, den eigentlichen Hochzeitstag nach der Trauung in der Kirche am Donnerstag und am Freitag noch eine Nachfeier für die nächsten Freunde im neubezogenen Heim der Frischverheirateten. Am Morgen des Freitag wurde die Aussteuer der Braut, hoch auf Wagen aufgetürmt, besonders die schönen Betten oben drauf, ins neue Heim gefahren. Und hier waren dann schon die Jungvermählten glückliche Gastgeber. Hatte man am Tag noch Zeit, so fuhr man mit den Tatschanki (Federwagen) aufs Feld hinaus und veranstaltete Wettfahrten. Im Winter gab es auch einmal Schlittenwettfahrten ohne besonderen Anlaß, bloß weil es die jungen Burschen gelüstete, einmal zu zeigen, was ihre Pferde hergeben konnten. Da fuhr man nebeneinander her, daß der Schnee nur so stiebte. Auch das war immer ein besonderes Erlebnis, wenn im Frühjahr die herangewachsenen zweijährigen jungen Pferde von den Buben „zugeritten" oder „eingeritten" wurden. Auch das ging nicht ohne Wettrennen ab, auch wenn einmal ein zu Tollkühner vom Pferd fiel und sich ein Bein brach.

Vieles Interessante wäre noch aus dem Leben Gnadenburgs zu berichten, besonders aber über das oft merkwürdige Zusammenleben mit den Bergvölkern, das oft dem Leben „im wilden Westen" glich, wie man mir oft beim Erzählen versicherte; doch das würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen.

Einwohner-Liste von Gnadenburg

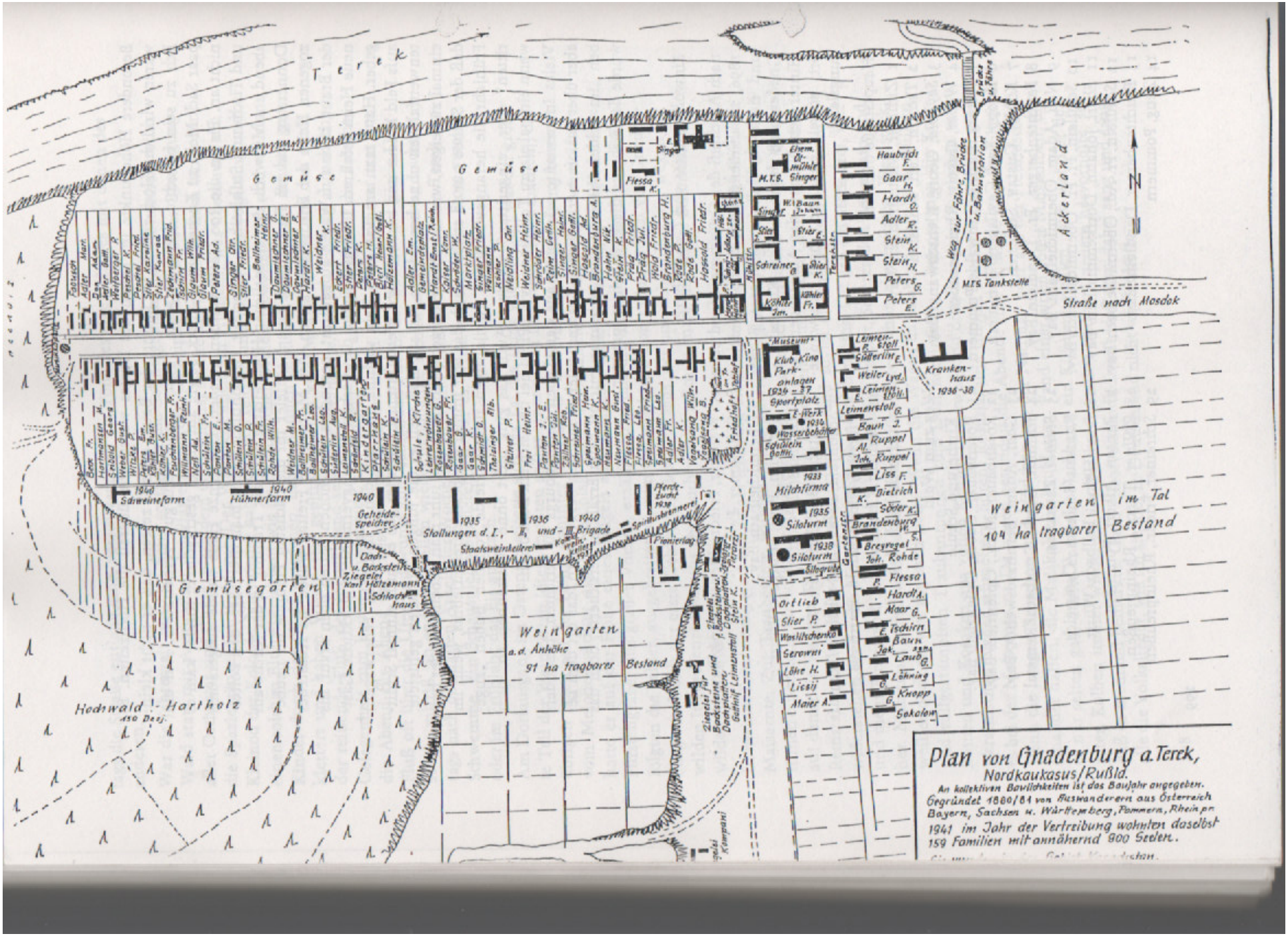
nach Abschluß der Gründung, Stand etwa 1896, zusammengestellt durch Befragung und nach Aufstellungen älterer Bürger Gnadenburgs durch G. Bieri, Korntal. Hinter den Namen der Auswanderungsort, soweit bekannt, sonst Auswanderungsland.

Hauptstraße Südseite

1 *Zimmer*, Mittelfranken/Bay.
2 *Tschirn*, Karl, Schlesien
3 *Seybold*, Georg, Illenschwang/Bay.
4 *Weber*, Gustav, Rheinpreußen
5 *Witzke*, Karl, Rügenwalde/Pommern
6 *Knopp*, Karl, Cavilsberg/Pommern
7 *Köhler*, Gustav, Schlesien
8 *Feuchtenberger*, Fr., Dendlein/Bay.
9 *Neß*, Adam, Obermichelbach/Bay.
10 *Schülein*, Fr. Fr., Obermichelbach/Bay.
11 *Ebert*, Johann, Dorfkemmathen/Bay.
12 *Schülein*, Fr. Ad., Obermichelbach/Bay.
13 *Feuchtenberger*, Dendlein/Bay.
14 *Zeug*, Pommern
15 *Weidner*, Friedr., Illenschwang/Bay.
16 *Ballheimer*, Leon., Obermichelbach/Bay.
17 *Sütterlin*, Paul, Stuttgart/Württ.
18 *Leimenstoll*, Gotth., Stuttgart-Bad Cannstatt/Württ.
19 *Schönfeld*, Rich., Groß-Grünow/Pomm. Pfarrteil, Kinderschule, Pfarrhaus
20 *Schülein*, Christ. Ad., Obermichelbach/Bay.

Weg zum Wald

Kirche und Schule
21 *Rosenbauer*, Georg, Opfenried/Bay.
22 *Rosenbauer*, Mich., Opfenried/Bay.
23 *Gaar*, Adam, Bernhardswendt/Bay.
24 *Schmidt*, Gottl., Grunbach/Remstal
25 *Steiner*, Zacharias, Ramsau/Schladm./Österreich
26 *Frey*, Heinr., Fellbach/Württ.
27 *Panten*, Albert, Pommern
28 *Zöllner*, Theod., Rheinpreußen
29 *Schreiner*, Friedr., Rheinpreußen


Terek
Gemüse
Gemüse
Ackerland
Straße nach Mosdok
Weg zur Fähr. Brücke
Brücke u. Fähre
Eisenbahn
Kranken-haus 1936-38
Schweinefarm 1940
Hühnerfarm 1940
Getreide-speicher 1940
Gemüsegarten
Hochwald - Hartholz
150 Desj.
Weingarten a.d. Anhöhe 91 ha tragbarer Bestand
Weingarten im Tal 104 ha tragbarer Bestand
Staatsweinkellerei
Spirituosenwerk
Fleischerei
Milchfirma 1933
Silo/turm 1935
Silo/turm 1938
Wasserbehälter 1934
Park-anlagen 1936-37
Sportplatz
Pferde-zucht 1938
Fleischhof
Schule, Kirche
Pfarrhaus
Kindergarten
Schlachthaus
Ziegelei
Backsteine
Dachpfannen
Gaststätte
Tankstelle
Plan von Gnadenburg a. Terek, Nordkaukasus/Rußld.
An kollektiven Baulichkeiten ist das Baujahr angegeben.
Gegründet 1880/81 von Auswanderern aus Österreich Bayern, Sachsen u. Württemberg, Pommern, Rheinpr.
1941 im Jahr der Vertreibung wohnten daselbst 159 Familien mit annähernd 900 Seelen.

30 *Speimann*, Heinr., Illenschwang/Bay.
31 *Neumann*, Heinr., Pommern/Schlawe
32 *Pietzsch*, Rheinpreußen
33 *Flessa*, Friedr., Almbranz/Hof/Bay.
34 *Speimann*, Leonh., Illenschwang/Bay.
35 *Neidling*, Heinr., Sinbronn/Bay.
36 *Adler*, Friedr., Oberschlesien
37 *Vogelsang*, Wilh., Westfalen
38 *Hartmannsen*, Hessen (?)

Hauptstraße Nordseite

39 *Adler*, Otto, Oberschlesien
40 *Wolfsberger*, Bayern
41 *Peschel*, Gust., Schlesien
42 *Stier*, Konr.,
Gronau (?) b. Heilbr./Württ.
43 *Zechmann*, Joh.,
Obertal/Schladming/Österreich
44 *Tschirn*, Gottl., Schlesien
45 *Glaum*, ~~Friedr.~~, Rheinpreußen
46 *Hassold*, Karl, Illenschwang/Bay.
47 *Hassold*, Karl, Illenschwang/Bay.
48 *Meister*, Nik., Konradsreuth/Ofr./Bay.
49 *Daumlechner*, Ant.,
Rohrmoos/Schladming/Österreich
50 *Eberlein*, Mittelfranken/Bay.
51 *Weidner*, Mich., Illenschwang/Bay.
52 *Eckert*, Friedr., Illenschwang/Bay.
53 *Stier*, Friedr.,
Gronau (?) b. Heilbronn/Württ.
54 *Peters*, Heinr., Westfalen
55 *Bieri*, Peter, Schangnau/Bern/Schweiz
56 *Müller*, Heinr., Bay.

Weg zum Fluß

57 Gemeindekanzlei, Mesnerhaus
Wehle, Wilh., Neu-Jonsdorf/Sachsen
58 *Hardt*, Philipp, Wolgarepublik
59 *Kaiser*, Konr., Edlendorf/Ofr./Bay.
60 *Kaiser*, Johann, Edlendorf/Ofr./Bay.
ohne Haus
ohne Haus (Besitzer *Eisner* in Ansb.)
61 *Scheel*, Theod., Daaden/Rheinpreußen
62 *Stark*, Heinr., Illenschwang/Bay.
63 *Schröder*, Hermann, Pommern
64 *Reim*, Artur, Glauchau/Sachsen
65 *Singer*, Friedr., Heimsheim/Württ.
66 *Brandenburg*, Wilh., Pommern
67 *Hochstetter*, Hugo, Stuttgart/Württ.
68 *Stein*, Karl, Rheinpreußen
69 *Präg*, Georg, Dorfkemmathen/Bay.
70 *Woldt*, Franz, Rügenwalde/Pommern
71 *Brandenburg*, L., Pommern
72 *Rohde*, Johannes, Pommern
73 *Speimann*, Friedr., Illenschwang/Bay.
74 *Hardt*, Konr., Wolgarepublik

Mühlenweg

75 *Köhler*, Paul, Schlesien
76 *Peters*, Heinr., Westfalen

Mühlenweg

Westseite

77 *Schröder*, Albert, Pommern
78 *Löhe*, Heinr., Gunzenhausen/Bay.
79 *Hölzemann*, Rheinpreußen
80 *Singer*, Friedr., Heimsheim/Württ.
Mühle

Ostseite

81 *Schreiner*, Ferdin., Rheinpreußen
82 *Stier*, Johann,
Gronau (?) b. Heilbronn/Württ.
83 *Borchart*, Pommern
84 Söder: Kana Nordk.
Frau: *Brezger*, Ulm
85 *Stier*, Karl, Gronau/Heilbronn

Quellenverzeichnis

Dem Bericht wurden folgende Bücher bzw. Zeitschriften, Vorträge, Briefe u.s.w. zugrunde gelegt:

1. P. K. (Paul Köhler) Samuel Gottfried Christoph Cloeter, ein Freund Jesu und seines himmlischen Königreiches, Verlag Heinrich Eisner, Ansbach 1896, im Landeskirchlichen Archiv Nürnberg.
2. Hermine Cloeter, Verklungenes Leben, Geschichte einer Familie im Spiegel der Zeiten, Verlag Degener & Co., Neustadt a. d. Aisch 1960.

3. Paul Dedic, Steierische Auswanderer in Kaukasien und Sibirien, eine Chronik von vier rußlanddeutschen Kolonien, in Vierteljahresschrift des DAI in Stuttgart 1942/43.
4. Georg Leistner, Neuendettelsau, Ein vergessenes Blatt mittelfränkischer Kirchengeschichte
5. August Gabler, Vom Hesselberg zum Kaukasus. In: „Der Daniel" 2/1967.
6. Der Brüderbote, herausgegeben von Christoph Cloeter
Jahrgänge 1876, S. 1889
1880, S. 2676, 2677, 2710
Jahrgänge 1881 bis 1884, gebunden, im Landeskirchlichen Archiv Nürnberg, S. 2879–3710
Jahrgänge 1885, 1887, 1888, 1893, Privatbesitz L. Flessa, Ebersbach-Sulpach.
7. Ein Brief Cloeters 1872 an Martin Friedrich Schrenk, Privatbesitz.
8. Persönliche Erinnerungen Gnadenburger Landsleute sowie eine Anzahl Briefe an den Verfasser von früheren Einwohnern aus Gnadenburg, Eben-Ezer und Hoffnungsfeld.